

berg und *tal*

Katholisch in Elberfeld

08 | Sommer 2025



Übergänge

Ohne Angst weitergehen



Kath. Kirchengemeinde Herz Jesu
Christ König - Herz Jesu - St. Maria Hilf - St. Michael



St. Laurentius Wuppertal
St. Joseph - St. Laurentius - St. Marien - St. Suitbertus



Editorial	3
Übergänge	
Gestaltungswille und Gottvertrauen Uwe Schneidewind im Gespräch	4
Wer gehen kann, ist klar im Vorteil Unterwegs mit Handicap	6
Spielzeug als Übergangsobjekt Eingewöhnung in der Kita St. Suitbertus	8
„Ich muss mein Leben auf etwas Höheres ausrichten“ Nicholas Hurford lässt sich mit 65 taufen	9
Erkrankung fordert Kurskorrektur Organspende – ein sensibles Thema	10
Von Pessach zu Ostern Übergänge in der Bibel	12
Stolz, ein Teil der Gemeinde zu sein Bar/Bat-Mizwah in der Barmer Synagoge	16
Die Stadtbibliothek auf Zukunftskurs Digitale Angebote und LeihBar	18
„Manchmal müssen wir uns selbst anschieben“ Vasiliki Xydi erzählt aus ihrem Leben	20
„Wie lange musst du noch?“ Vom Beruf in den Ruhestand	21
Einkehr – der spirituelle Impuls	14
Kirchen-ABC	22
Das fiel auf	23
Kinderseite	26
Die Geschichte dahinter	27
kreuz und quer: Kirche und Gemeinde	
Caritas-Tagespflege – Eine gute Wahl	7
Buchbesprechung	23
Dönberg hilft	24
Taufen – Trauungen – Abschiede	27
Adressen und Kontakte	28
Impressum	28

Titelbild: Kommen gut rüber: v.l.n.r. Christoph Schau und Bernd Blomeier, Karla Clingen, Kaplan Alvaro Tuj, Stefanie Clingen

Bevor Sie etwas verkaufen, fragen Sie erst mal uns!
Ankauf von Silber, Bronzen, Bildern und Antiquitäten.

Stosberg-Antik

Tel.: 02 02 - 974 35 30
Tel.: 02 02 - 30 31 26
Mobil: 01 70 - 675 82 02

Sonnborner Str. 32 • 42327 Wuppertal

Öffnungszeiten:
Dienstag bis Freitag 11-18 Uhr
Samstag nach Vereinbarung



Glas- u. Fensterbau Willi Krüger e.K.

Fenster und Türen in Alu, Holz und Kunststoff,
Sonnenschutz sowie Reparaturen von Glas und
Fenstern, Einbruchschutz.



Fenster



Türen ++



Sicherheit



Notdienst

Glasbau Willi Krüger e.K. | Inh. Arnd Küger | Mainstr. 10 | 42117 Wuppertal
T 0202 / 42 03 03 | info@glasbau-krueger.de | www.glasbau-krueger.de

Liebe Leserinnen und Leser!

Robert Francis Prevost, der im Mai gewählte Papst Leo XIV., forderte uns in seiner ersten Ansprache auf: „Lasst uns ohne Angst, Hand in Hand mit Gott und miteinander, weitergehen!“ Wie wir in Zeiten vieler Übergänge aus dieser Haltung heraus leben können, beleuchten wir – wie immer facettenreich – in dieser Ausgabe von **berg und tal**.

Übergänge prägen unser ganzes Leben – von der Eingewöhnung in die Kita (Seite 8) bis zum Eintritt ins Rentenalter (Seite 21). Sehr früh, bereits mit 12 bzw. 13, werden Jüdinnen und Juden mit der Bat- bzw. Bar-Mitzwa als vollwertige Mitglieder in die Gemeinde aufgenommen. Wir haben uns mit Miriam, Nikita und ihren Müttern in der Wuppertaler Synagoge getroffen und erfahren, was dieser Übergang für sie bedeutet. (Seite 16)

Bewusst und höchst individuell hat sich Nicholas Hurford mit Mitte 60 entschieden, sich taufen zu lassen. Sein Glaubenszeugnis lesen Sie auf den Seite 9 und 10. Allerdings ist der Glaube nicht immer förderlich. Die Griechin und alleinerziehende Mutter Vasiliki Xydi erzählt, wie sie im Laufe eines Lebens voller Übergänge das Bild eines strafenden Gottes überwinden konnte, um zu einem stärkenden Glauben zu finden – und zu sich selbst. (Seite 20)

Zugegeben: Wir sind ein bisschen stolz auf unser Titelbild. Es bildet unsere Gesellschaft so ab, wie wir sie uns wünschen: als Weggemeinschaft ganz unterschiedlicher Menschen, ältere und jüngere, Geweihte und Laien, ohne und mit Handicap. So leicht wie auf unserem Titelbild hat es Rollstuhlfahrer Bernd Blomeier allerdings selten, wenn er in Wuppertal unterwegs ist. Mit der Lebenshilfe sind wir auf das eine oder andere Hindernis gestoßen für Menschen, die schlecht zu Fuß oder mit dem Rolli unterwegs sind. (Seite 6)

Als spirituellen Impuls legen wir Ihnen in dieser Ausgabe die letzten Worte von Papst Franziskus ans Herz. (Seite 14) Er wünscht sich, „dass wir wieder zur Hoffnung und zum Vertrauen in unsere Mitmenschen zurückfinden – auch denen gegenüber, die uns nicht nahestehen“. Dem können wir uns nur anschließen.

Bleiben Sie behütet und zuversichtlich in einer Zeit der Übergänge.



Astrid Schau



mit 50 Jahren

**Theo Küster
Malerbetrieb**

- Wärmedämmung
- Trockenbau
- Brandschutz
- Betoninstandsetzung
- Sonnenschutz
- Bodenverlegung

Uellendahler Str. 164
42109 Wuppertal
Tel. 0202 27 555 0
www.tkm-wuppertal.de



S.KLEIN SK

MÖBELTRANSPORTE • NAH + FERN

UMZUG • LAGERUNG

WUPPERTAL • TEL. 02 02 / 31 63 73
www.umzuege-stefanklein.de

Gestaltungswille und Gottvertrauen

Uwe Schneidewind im Gespräch

Uwe Schneidewind ist entspannt, so entspannt, dass er sich wenige Monate vor der Kommunalwahl Zeit für ein Gespräch mit uns nehmen kann. Der Grund: Er verlässt die politische Bühne. Mit uns schaut er auf die letzten fünf Jahre.

BuT: Im September endet Ihre Amtszeit als Oberbürgermeister. Wie nehmen Sie diese Phase des Übergangs wahr?

Ich empfinde das Jahr 2025 bis zum Oktober tatsächlich als Phase des Übergangs und auch mein Umfeld hier im Rathaus nimmt diese Zeit diesmal als besonders wahr. Denn wenn es auf die Kommunalwahl zugeht, herrscht im Oberbürgermeister-Büro meist eine besondere Anspannung. Schließlich arbeitet der Amtsinhaber dann mit Hochdruck auf die Wiederwahl hin. Bei aller Intensität und den vielen bewegenden Momenten in den letzten Jahren hatte die Entscheidung, nicht nochmals anzutreten, auch etwas Befreiendes. Ich freue mich auf die Zeit, wenn das toxisch Politische mein Leben nicht mehr so stark prägen wird.

Inwiefern toxisch?

Die Kraft der negativen Energien im politischen Betrieb hat mich überrascht. Ich hätte sie in dieser Intensität nicht erwartet. Der politische Gegner hat sich vom ersten Tag an auf den vermeintlich „abgehobenen Professor“ eingeschossen. Wenn man im politischen System nicht sozialisiert wurde, ist es schwer, sich vorher vorzustellen, was diese geballte negative Energie mit einem persönlich macht. Es wird das Schlimmste in den politischen Gegner projiziert, statt sich gemeinsam zu fragen, wo wir als Stadt und als Gesellschaft insgesamt hinwollen. Jenseits aller politischen Dif-

ferenzen wünsche ich mir auch für Wuppertal und eine Nachfolgerin und einen Nachfolger mehr Wertschätzung im Umgang miteinander.

Auch Kirchen bilden eine Welt für sich. Welche Erfahrungen haben Sie mit diesen Organisationen gemacht?

Zur evangelischen Kirche habe ich einen privilegierten Zugang. Ich wurde 2011 in das Präsidium des Evangelischen Kirchentags berufen und war später Vorsitzender der Kammer für nachhaltige Entwicklung der EKD. Dort konnte ich sehr grundsätzlich wirken – befreit von den vielen finanziellen und organisatorischen Herausforderungen, die die Gemeindearbeit vor Ort oft prägen.

Was bedeutet Ihnen persönlich der Glaube?

Ich lebe aus einem grundsätzlichen Gottvertrauen heraus. Das lässt einen hoffnungsfroh an die große Aufgabe herangehen, die Welt zu einem besseren Ort für alle Menschen zu machen. Ich weiß, dass ich als Einzelner daran nur einen kleinen Anteil habe, aber es ein Geschenk ist, an einer Aufgabe teilhaben zu können, die größer ist als man selbst. Das schafft ein Kraftfeld, in dem sich gemeinsam mit anderen viel bewegen lässt.

Sie sind vor fünf Jahren angetreten, um dazu beizutragen, Wuppertal zu einer klimafreundlichen, wirtschaftlich starken und sozial gerechten Stadt zu machen. Wie ist Ihnen das gelungen? Wie sieht Ihre Bilanz aus? Was wird auf jeden Fall bleiben?

Natürlich hätte ich damals gehofft, dass wir in diesen Aufgaben heute weiter sind. Vor fünf Jahren war das politische Klima ein anderes und die letzten fünf Jahre waren zudem durch Kri-

sen geprägt – insbesondere durch Corona und den Ukraine-Krieg. 2020 gab es eine Aufbruchsstimmung, in die ich als Nachhaltigkeits-Vorreiter perfekt hineinpasste. Heute wirke ich aus der Zeit gefallen. Klima- und Energiepolitik werden als vermeintliche Luxusthemen diskreditiert. Der Transformationselan scheint hier komplett verschwunden. Dennoch wird Wuppertal die Energiewende weiter vorantreiben. Auch in anderen Bereichen konnten wir etwas erreichen. Ein Schlüsselprojekt ist die BUGA 2031. Sie ist ein Katalysator für viele Zukunftsthemen, ein geniales Schaufenster für und aus Wuppertal: der Wald der Zukunft, Grünflächen in der Stadt, moderner Verkehr und Mobilitätssteuerung. Der BUGA-Förderverein und die engagierte Stadtgesellschaft werden die Zukunft Wuppertals auch weit über 2031 hinaus prägen. Schon heute zeigt sich, wie die BUGA das Arbeiten in der Verwaltung verändert. Ich habe in meiner Zeit als OB viele tolle, engagierte Mitarbeiter und Führungskräfte kennengelernt. Wir haben die Kultur und die Art und Weise, wie wir arbeiten, weiterentwickelt. Wir sind heute digitaler, agiler und projektorientierter. Die Organisation der BUGA wird das weiter befördern.

Wo befürchten Sie Rückschritte, wenn sich die Mehrheitsverhältnisse ändern? Welche Gefahren sehen Sie auf kommunaler Ebene?

Die BUGA ist finanziell und organisatorisch robust geplant. Da habe ich keine Befürchtungen, weil wir immer auch an Alternativen für die neuralgischen Projektbausteine gedacht haben. Auch in anderen Bereichen hat in Wuppertal vieles Vorzeigecharakter, etwa das bundesweit anerkannte Haus der Integration. Auch das Wuppertal



© Stefanie vom Stein, Stadt Wuppertal

Marketing mit Martin Bang als Geschäftsführer setzt Maßstäbe. In den letzten Jahren haben wir begonnen, eine moderne, diverse Führungskultur mit mehr Frauen in Schlüsselpositionen zu etablieren. Ich glaube nicht, dass wir hier stagnieren oder gar das Rad zurückdrehen werden. Ich hoffe auf eine konstruktivere Kultur in der Stadtpolitik und im Zusammenwirken von Stadtrat und Verwaltung in den kommenden fünf Jahren.

Lassen Sie uns zum Schluss nach vorne schauen. Was haben Sie nach der Wahl Ihres Nachfolgers oder Ihrer Nachfolgerin vor?

Ich stehe seit über 20 Jahren an der Spitze von großen Organisationen, erst als Präsident der Universität Oldenburg, dann als Geschäftsführer des Wuppertal Institutes und in den letzten fünf Jahren als Oberbürgermeister der Stadt Wuppertal. Ich möchte jetzt ganz bewusst wieder einmal spüren, wie es sich ohne Führungsaufgabe anfühlt. Und ich freue mich darauf, wieder mehr Zeit zum Nachdenken und Schreiben zu haben. Ich kann mir gut vorstellen, einige der Erfahrungen der letzten Jahre in einem Buch aufzubereiten.

Wir sind gespannt und wünschen Ihnen alles Gute.

Stefanie Clingen und Astrid Schau (Text)



Wer gehen kann, ist klar im Vorteil

Unterwegs mit Handicap

Ultraschmale Gehwege, Bordsteine, die nicht abgesenkt sind, parkende Autos: Für Menschen mit Handicap ist Wuppertal kein einfaches Pflaster. Sie müssen Wege anders planen als gehende Menschen. Unterwegs mit der Lebenshilfe.

Zu den zentralen Merkmalen des Menschen gehört der aufrechte Gang. Er steckt auch im Wort „Übergang“ und wird im „Fußgängerübergang“ gleich zweimal betont. Mein Bruder Christoph, 52, der schon lange bei der Lebenshilfe arbeitet, möchte zeigen, wie sehr unsere Städte aus Fußgängersicht gedacht sind. Er hat Bernd Blomeier, 71, dabei. Wir brechen von der Wohnstätte in der Heidestraße, Cronenberg, auf, um in Policks Backstube Kaffee trinken zu gehen.

Mit dem Rollstuhl unterwegs

Bernd Blomeier ist schlank und fährt einen leichten, sehr schmalen Rollstuhl. Doch selbst für ihn ist es nicht möglich, den Weg auf einer Straßenseite zurückzulegen. Mitunter ist der Bürgersteig zu schmal. An anderen Stellen müssen Straßeneinmündungen mit zu hohen Bordsteinkanten umfahren werden. Selten sind die Betreuerinnen und Betreuer mit nur einem Bewohner unterwegs. Kirsten Monsel: „Wenn wir einen Rollifahrer und ein, zwei weitere Menschen mit einer Behinderung dabei haben, brauchen wir schon eine Weile, um die Straße zu überqueren. Viele Klienten sind nicht verkehrssicher, schätzen die Geschwindigkeit von Autos falsch ein und weichen nicht schnell genug zurück.“ Die 31-Jährige arbeitet seit 2021 bei der Lebenshilfe.

Im Wahllokal fehlt der Treppenlauf

Noch schwieriger wird es, wenn Menschen mit Handicap Gebäude „betreten“ wollen. Kirsten Monsel: „Das ist auch für uns anstrengend. Wir müssen beispielsweise viel recherchieren, um barrierefreie Arztpraxen zu finden.“ Politische Partizipation stößt ebenfalls an Grenzen, wenn die räumlichen Gegebenheiten nicht darauf ausgerichtet sind. Statt die Möglichkeit der Briefwahl zu nutzen, wollten einige Klienten am 23. Februar ins Wahllokal. Eine sehr steile Rampe sowie das Fehlen eines geeigneten Handlaufs erwiesen sich für die Bürgerinnen und Bürger, die nicht gut zu Fuß sind, als Hindernis. Kirsten Monsel: „Alleine hätte ich die Rollifahrer nicht ins Wahllokal bekommen.“

Im Alltag ausgebremst

„Hier haben alle Begleitung“, gibt Christoph zu bedenken: Viel schwieriger wird es für Menschen, die beispielsweise einen E-Rollstuhl nutzen und ohne Unterstützung unterwegs sind. Zwar strebt der WSW mit seiner reinen Niederflerbusflotte und einer ausklappbaren Rampe in jedem Fahrzeug Barrierefreiheit an. Aber im Alltag werden Menschen mit Handicap häufig ausgebremst: Ein Fahrstuhl fällt aus, Stufen sind zu überwinden und Wege uneben. Oder es tut sich plötzlich eine Baustelle auf, wo man gestern noch mühelos die Straße überqueren konnte.



Barrierefrei
unterwegs
mit Bus und
Schwebebahn



Gemeinsam gegen Gedankenlosigkeit

Wer sein Auto auf dem Bordstein parkt oder E-Scooter achtlos abstellt, ahnt meist nicht, dass er anderen damit richtige Probleme bereiten kann. Deshalb ist es den Mitarbeitenden der Lebenshilfe wichtig, für die Perspektive ihrer Klienten zu sensibilisieren. Aus ihrer Sicht betrifft das alle Wuppertalerinnen und Wuppertaler. Denn der Grad von Mobilität ändert sich im Laufe des Lebens. Spätestens, wenn die eigenen Großeltern oder Eltern einen Rollator nutzen, sind sie froh über jede Automatiktür – ein häufiges Manko in öffentlichen Gebäuden.

Der gute Wille ist da

Die Bewohner der Heidestraße kehren gerne in Policks Backstube ein: Die Rampe ist lang und flach, alles ebenerdig und die Toilette geräumig. Bernd Blomeier gönnt sich ein Stück Apfelkuchen und einen Cappuccino. Christoph hat spezielles Geschirr für ihn mitgebracht, damit er selbstständig essen und trinken kann. Nach dem Kaffeetrinken holt Kirsten Monsel den Bewohner mit dem Auto ab. Wir nehmen den Bus Richtung Elberfeld. „Es tut sich viel“, sagt Christoph. „Der gute Wille ist da. Jeder Schritt ist wichtig.“

Astrid Schau



„Behinderte Menschen sind keine Randnotiz. Wir sind hier. Wir gehören dazu. Und wir lassen uns nicht mehr ignorieren.“

Aktivist Raul Krauthausen

© Astrid Schau

Caritas-Tagespflege – Eine gute Wahl

Für den flexiblen Bedarf

Die Tagespflege am Augustinusstift bietet sich nun auch für eine kurzfristige und/oder vorübergehende Betreuung von Seniorinnen und Senioren an. Damit steht pflegenden Angehörigen bei zeitweisem Bedarf eine wertvolle Entlastungsmöglichkeit zur Verfügung. Bei liebevoller Betreuung, anregenden Beschäftigungsangeboten und leckerer Verpflegung genießen die Gäste schöne Tage in den großzügigen und hellen Räumlichkeiten der Tagespflege oder nehmen an Unternehmungen in der näheren und weiteren Umgebung teil. Das Angebot ist flexibel und auch tageweise buchbar. Zur Finanzierung und Beantragung bei den Pflegekassen berät das Personal gerne.

Susanne Bossy

Kontakt:

Tagespflege am Augustinusstift, Im Ostersiepen 25
Tel. 0202 251396600



Tierischer Spaß in der Tagespflege mit den Vierbeinern, die „Hasen Harry“ bei seinen regelmäßigen Besuchen mitbringt.



Hallo Sonnenschein! Schönes Wetter nutzen die Gäste der Caritas-Tagespflege gerne, um gut und sicher begleitet auf Tour zu gehen. Hier war der Brucher See das Ziel eines Frühlingsausflugs.



Spielzeug als Übergangsobjekt

Eingewöhnung in der Kita St. Suitbertus

Woran sie merken konnte, dass ihr für gewöhnlich sensibler Sohn im Kindergarten gut angekommen ist? Anna Fragapane vom Elternbeirat überlegt kurz: „Ich denke, daran, dass Salvatore gar nicht geweint hat und sich gut trennen konnte, wenn es Zeit war, in die Gruppe zu gehen.“ „Wir als Erzieherinnen merken, dass die Eingewöhnungsphase gut gemeistert ist, wenn das Kind sich von den Erzieherinnen entfernt und zu spielen anfängt“, fügt Anna Skornia, kommissarische Leitung der Kita St. Suitbertus, ihre Sichtweise hinzu.

Coleen (5 Jahre): „Als ich die Gruppe gewechselt habe, habe ich die Schlafecke vermisst. Jetzt freue ich mich auf die Schule, aber ich werde meinen Freund Leander vermissen, denn er geht auf eine andere Schule.“

Im Büro des Kindergartens erzählen die beiden, wie Kinder vor Ort unterstützt werden, um den Übergang in eine für sie neue Lebensphase gut zu bewältigen. Der Eintritt in den Kindergarten, häufig die erste längere Trennung von der Familie, ist sicherlich für die meisten eine große Herausforderung. Aber nicht der einzige Wechsel, erklärt mir Anna Skornia, der auf die meisten Kinder in der Einrichtung zukommt. Starten sie in der U3-Gruppe der Tigerenten, werden sie im Laufe der Zeit in die Mäusegruppe wechseln, in der die etwas größeren Kinder betreut werden. Dies ist notwendig, da die Einrichtung verpflichtet ist, jedes Jahr sechs U3-Plätze in der Tigerentengruppe zur

Daniel (6 Jahre): „Ich war gerne in der Mäusegruppe und ich freue mich auf die Schule, weil ich da neue Freunde finden werde.“

Verfügung zu stellen. Im letzten Jahr ihrer Kindergartenzeit bereiten sich die Kinder schließlich auf den Übergang in die Schule vor und letztlich darauf, den Kindergarten und nicht selten auch einige Freunde hinter sich zu lassen.

Kommunikation ist der Schlüssel

„Es hilft sehr, viel mit den Kindern zu sprechen, die Veränderungen vorher anzukündigen und zu erklären“, skizziert Anna Skornia ihre Herangehensweise, „dann fühlen sie sich nicht überrumpelt und können eher Vertrauen aufbauen“. Anna Fragapane ergänzt aus der Elternperspektive: „Wir haben Bilderbücher

mit unserem Sohn angeschaut und vorab schon über den Kindergarten gesprochen, das hat ihm wirklich geholfen“. „Überhaupt ist Kommunikation der Schlüssel, um Veränderungen gut zu bewältigen“, so ihre Überzeugung.

Im Aufnahmegespräch mit den Eltern im Frühjahr wird der individuelle Rahmen für die Eingewöhnung des Kindes geklärt. Es wird nach gewohnten Ritualen, nach Gewohnheiten und dem liebsten Spielzeug des Kindes gefragt, welches dann als Übergangsobjekt anfangs zur Unterstützung mitgebracht werden darf. Im folgenden August führen die Erzieherinnen schließlich die neuen Kindergartenkinder nach dem Berliner Modell in die jeweilige Gruppe ein. Eltern dürfen ihr Kind zunächst in der Gruppe begleiten, ziehen sich aber im Laufe der Zeit immer mehr in den Hintergrund oder später in ein an-



Anna Skornia, Anna Fragapane

Excel (6 Jahre): „Als ich im letzten Jahr die Gruppe gewechselt habe, hatte ich mehr Zeit für mich. In der Tigerentengruppe war ich mit meiner Schwester zusammen, sie wollte die ganze Zeit mit mir reden. Ich freue mich auf die Schule.“

grenzendes Zimmer zurück oder erledigen zwischenzeitlich ein paar Einkäufe, bis ihr Kind dann endgültig ohne elterliche Unterstützung den Gruppenalltag bewältigen kann. Für die Eingewöhnung sind sechs Wochen geplant, „wir passen das aber individuell an das Kind an“, erklärt Anna Skornia, „es kann also länger oder kürzer dauern, ganz so wie es das Kind braucht“.

Gutes kommt in Gang

Ist die Eingewöhnung erstmal geschafft, eröffnen sich neue Wachstumsmöglichkeiten. Erste Freundschaften können geknüpft, neue Fähigkeiten erlernt und die Sprachfähigkeiten erweitert werden. „Mein Sohn kann manchmal Sachen, die mich überraschen“, freut sich Anna Fragapane, „Dinge, die ich ihm noch gar nicht zugetraut habe. Ich wiederum lerne, dass ich Neues auch zulassen muss.“

Andrina (5 Jahre): „Ich wäre gerne mit meiner Schwester in der Tigerentengruppe geblieben. Ich vermisse sie.“

Als wir etwas später in die Gruppe gehen, um mit den Vorschulkindern zu sprechen, greift Anna Katzy, Erzieherin in der Mäusegruppe, diesen Faden auf: „Auch wir Erzieherinnen müssen für Veränderungen offen bleiben. Gerade nach der Pandemie hat sich bei uns personell sehr viel verändert. Anfangs hat man vielleicht noch Befürchtungen oder Vorbehalte, würde gerne an Vertrautem festhalten, aber dann merkt man, da kommt was Gutes in Gang.“ Die Vorschulkin- der sehen das so ähnlich. Auch wenn Kinder vereinzelt nicht mit der besten Freundin oder dem besten Freund in die Schule gehen können, so überwiegt doch der Stolz, endlich Vorschulkind zu sein, und die Freude auf das, was da bald kommt. Das macht auch manchmal die „Kleinen“ neugierig, die auf Wunsch einen Tag in der Vorschulgruppe schnuppern dürfen und sich so schon mal auf ihre Zeit als die „Großen“ freuen dürfen.

Aufregend sind diese Veränderungen für alle Beteiligten auf jeden Fall. „Aber wenn der Mensch im Mittelpunkt steht, ist jede Veränderung zu schaffen“, summiert Anna Skornia ihre Erfahrung.

Sabine Lambert



„Ich muss mein Leben auf etwas Höheres ausrichten“

Nicholas Hurford, ursprünglich aus Südafrika, hat in seinem Leben viele Stationen durchlaufen. Er erzählt Lutz Dörfling, warum er sich nun mit 65 Jahren taufen lässt.

Ich bin in vielen Ländern aufgewachsen, nicht nur in Südafrika, das hat mit der Berufstätigkeit meines Vaters zu tun. Eigentlich komme ich aus einem nicht-religiösen Umfeld, habe aber eine katholische Schulbildung genossen, da meine Mutter diese als sehr wertvoll erachtete.

Den Ausschlag, der katholischen Kirche beizutreten, hat aber letztes Jahr der Tod einer sehr lieben Bekannten gegeben. Ich kannte die Familie, sie und ihre Töchter, sehr lange und sie war für mich so etwas wie eine Heilige. Sie war ein sehr geduldiger Mensch, wurde nie wütend und strahlte eine unheimliche Stärke aus. Als ich sie fragte, woher sie ihre Stärke nimmt, sagte sie: „Von Gott natürlich, von Jesus Christus“, und ich antwortete ihr: „Das spüre ich.“ Als sie starb, empfand ich einen großen Verlust, so als ob sie meine Mutter gewesen wäre.



Keine Antwort auf die großen Fragen

Das war mein Anlass, aber es war insgesamt sicherlich ein sehr langer Prozess, bis ich an diesen Punkt gekommen bin. In der Schule habe ich zum ersten Mal von Gott erfahren. Die Nonnen brachten mir bei, dass wir alle in der Hand Gottes sind. Das hat mich sehr beeindruckt.

Meiner Erfahrung nach hat jeder Mensch irgendeine Weltanschauung und einen Kompass, der ihm Orientierung gibt. Eine Weltanschauung, wie der Humanismus beispielsweise, hat in sich auch gute Elemente. Aber wenn die Orientierung nur auf Menschliches ausgerichtet ist und nicht auf Gott, begibt man sich auf dünnes Eis. Es gibt dann keinen

höheren Bezug. Man bekommt keine Antwort auf die Fragen: „Wer hat uns geschaffen?“ „Was ist das Ziel, auf das wir uns in diesem Leben zu bewegen?“

>>



>>

Über die Zweifel zum Glauben

Ich will ehrlich sein, ich habe immer mal wieder gezweifelt, aber nach dem Tod meiner Bekannten letztes Jahr habe ich immer mehr an meinen Zweifeln gezweifelt. Es waren immer zwei Schritte nach vorne, einer zurück. Irgendwann habe ich gedacht: „Wenn ich die Realität Gottes bezweifle und dann diesen Zweifel wieder bezweifle, dann ist das vielleicht schon so etwas wie Glauben, selbst wenn er zunächst noch klein ist.“ Für mich war das wie eine kleine Flamme.

Warum ich gerade in die katholische Kirche ein-trete, wird häufig gefragt. Ich habe viele Katholiken getroffen, die in meiner Wahrnehmung ein starkes Fundament haben. Für mich ist der Heilige Geist eine beeindruckende Vorstellung, insbesondere als eine Art Wind. Wenn ich auf einem Schiff auf hoher See bin und merke plötzlich, mein Segel ist kaputt, mein Ruder ist kaputt, dann muss ich mich dahin treiben lassen, wohin mich die See treibt. Dann braucht es etwas wie den Heiligen Geist, um mich in einen guten Hafen zu lotsen. Wo man wieder mit einem guten Segel, einem neuen Kompass und einem funktionierenden Ruder ausgestattet wird. Man muss sich zwar wieder auf den Weg machen, aber jetzt hat man das Rüstzeug.

Ich bete auch zur Muttergottes, da ich die Vorstellung tröstlich finde, in ihr wie bei einer Mutter eine Fürsprecherin vor Gott zu haben.

Ein neues Leben durch und für Gott

So, wie ich die Schriften verstanden habe, sollen wir jeden Tag neu versuchen, Gott ähnlicher in seiner Liebe zu allen Menschen zu werden. In der Auseinandersetzung mit dem Tod wurde mir klar, dass alles in Gottes Hand ist, so wie es die Nonnen mir in meiner Schulzeit schon vermittelt haben. Wenn Gott den Tod durch Jesus Christus besiegt, dann sind auch alle kleineren Dinge bei ihm aufgehoben. Dadurch habe ich gelernt, Situationen in meinem Leben mehr anzunehmen und zu akzeptieren, auch wenn ich sie mir manchmal anders wünschen würde.

Was ich von meinem Leben nach der Taufe erwarte? Ich denke, dass ich im spirituellen Sinne neu geboren werde und dass ich in vollem Umfang Mensch werde, so wie Gott es für uns Menschen beabsichtigt hat. Ich bin jetzt 65 Jahre alt und kann mich immer noch spirituell weiterentwickeln, das ist einfach ein Geschenk. Es bedeutet für mich auch, dass ich jetzt mein Leben durch Gott und für Gott leben kann. In Gemeinschaft und in Liebe mit meinen Mitmenschen. Das ist für mich der eigentliche Sinn des Lebens.“

*Übersetzt und zusammengefasst
von Sabine Lambert*

Erkrankung fordert Kurskorrektur

Gesundheit ist ein hohes Gut, weiß der Volksmund, aber auch ein verletzliches. Viele Faktoren können sie beeinträchtigen und das Leben der betroffenen Menschen grundlegend und andauernd verändern. Die Humanmedizin kann glücklicherweise in diesem Prozess mit mannigfachen Maßnahmen helfen. Über eine Maßnahme – die Organtransplantation – haben wir mit Helena Ströthoff, Medizinstudentin, gesprochen. Frank und Simon Böttger wurden jung mit einer Nierenerkrankung konfrontiert und haben sich für die Organtransplantation entschieden. Sie berichten, wie die Transplantation ihr Leben verändert hat.

Organspende – ein sensibles Thema

Schon früh hat sich Helena Ströthoff mit Organspende beschäftigt. Sie ist 23 Jahre und studiert im 10. Semester Humanmedizin in Bayreuth – und ist Mitglied im „Arbeitskreis Aufklärung Organspende“, der bundesweit organisiert ist.

Der AK will nicht für Organspende werben, sondern sachlich und faktenbasiert informieren. Er will Wissen vermitteln über ein mit Ängsten belastetes Thema, damit Menschen sich damit auseinandersetzen und entscheiden können – dafür oder dagegen.. Der Arbeitskreis nimmt Ängste der Menschen ernst und kann versichern, dass Ärzte in Deutschland verpflichtet sind, alles für die Versorgung einer schwerverletzten oder -kranken Person zu tun. Die Feststellung des Hirntods ist eindeutig und unumstritten.

In Deutschland ist die bewusste Entscheidung für die Organspende erforderlich. Die dokumentierte Entscheidung in dieser Frage (ab 16 Jahre möglich) entlastet auch die Angehörigen. Für sie ist der Tod eines geliebten Menschen ohnehin oft eine verzweifelte Situation, in der es dann doppelt schwer wird, sich damit auseinanderzusetzen, ob die oder der Verstorbene einer Organspende zustimmen würde.

Mehr als 8.400 Personen warteten z. B. 2023 auf ein Spenderorgan, 3.646 von ihnen konnte mit einer Transplantation geholfen werden. Dabei kommen die Spenden oftmals aus dem Ausland. Das heißt mehr als doppelt so viele Menschen benötigen Organe, als gespendet werden. Für eine Nierentransplantation z. B. beträgt die Wartezeit durchschnittlich 8,5 Jahre. Die Erfolgsaussichten der Organtransplantationen sind hoch, in der Regel erfolgt eine schnelle Rehabilitation. Menschen, die die Chance eines neuen Organs bekommen, empfinden Dankbarkeit und Respekt für

ÜBERGÄNGE

die Spender (die anonym bleiben). Die Operation ermöglicht ihnen wieder deutlich mehr Lebensqualität. Einige begehen den Tag der Operation als zweiten Geburtstag, und sie und ihre Angehörigen erleben die neue Chance mit großer Achtsamkeit. Angehörige einer Spenderin oder eines Spenders empfinden die Heilung eines anderen Menschen oft auch als Trost.

Lebensqualität zurückgewonnen

Frank Böttger, geboren 1959, hatte keine gesundheitlichen Probleme – bis er 25 war. Dann traten Beschwerden auf wie Bluthochdruck und Unwohlsein. Nach deren Abklärung wurde ihm die Diagnose Harnwegsreflux, eine Nierenerkrankung, mitgeteilt. Sie bedeutete, dass er dreimal in der Woche zur Dialyse musste, damals noch im alten Ronsdorfer Krankenhaus. Als Student konnte er sein Leben relativ gut darauf einstellen und die Zeit im Dialysezentrum zum Lernen nutzen. Fünf Jahre wartete er auf ein Spenderorgan. 1989 war es soweit, also vor über 35 Jahren. Es stand eine Niere zur Verfügung, die mit seinen medizinischen Merkmalen übereinstimmte. Frank Böttger stand inzwischen als Elektroingenieur im Berufsleben



und hatte geheiratet. Obwohl er lange darauf gewartet hatte, war die Entscheidung für die Transplantation damals nicht leicht für ihn.

Die Nierenerkrankung ist erblich bedingt. Frank Böttger und seine Frau hatten das bei ihren drei Kindern natürlich im Blick. Simon, der Jüngste, geboren 2002, wird seit dem frühen Kindesalter von



© True Touch Lifestyle – Shutterstock

Nephrologen (Ärzte, die auf die Nieren spezialisiert sind) betreut. Als er in der 10. Klasse ist, zeigen sich erste Beschwerden. Auch er ist danach auf die Dialyse angewiesen. Dazu wird er dreimal in der Woche von der Schule aus zur Klinik in Essen gefahren. Außerdem wird er auf die Warteliste für ein Spenderorgan gesetzt. Zum Glück dauert die Zeit der Dialyse für Simon Böttger nicht lange. Schon nach wenigen Wochen steht eine Spenderniere zur Verfügung, da bei der Vergabe junge Menschen bevorzugt werden. Seit sechs Jahren lebt er damit, arbeitet als Fachkraft für Schutz und Sicherheit und hat inzwischen auch eine Familie gegründet.

Die Organtransplantation bedeutet für die Patienten, immer umsichtig sein zu müssen. Auch nach der Rehabilitationsphase bleibt eine erhöhte Infektionsgefahr. Das heißt, vorsichtig zu sein, z. B. bei Schulbesuch, Berufstätigkeit, Freizeit. Die Betroffenen bleiben ihr Leben lang abhängig von Medikamenten und Nachsorgeuntersuchungen (vier- bis sechsmal im Jahr bei Simon Böttger, später weniger).

Frank und Simon Böttger können das gut akzeptieren. Denn es geht ihnen gut. Vater und Sohn sind sich einig in ihrer Dankbarkeit und ihrem Respekt für die erfahrene medizinische Hilfe. Die Transplantation hat ihnen große Erleichterung gebracht und ihre Lebensqualität und Leistungsfähigkeit deutlich verbessert. Und für beide war bald klar, dass auch sie Organspender sein wollen und den Ausweis bei sich tragen. Weil sie selbst erfahren haben, welches Glück eine Organspende für die Empfänger bedeutet.

Monika Röttgers



Wenn auch Sie Organspenderin oder Organspender sein wollen: Hier können Sie den Ausweis online ausfüllen und herunterladen.

Krankenhaus St. Josef 
Eine Einrichtung der Stiftung der Cellitinnen zur hl. Maria



Wenn es schnell gehen muß:

Ihre zentrale Notfallaufnahme im Kapellchen

Um den Wuppertaler Bürgern eine bestmögliche Versorgung zu bieten, wurde das Krankenhaus St. Josef zu einem modernen Akuthaus ausgebaut. Das heißt bei uns sind jetzt auch Notfall-Patienten in besten Händen. Unser chirurgisches und internistisches Versorgungsangebot haben wir zu diesem Zweck um eine Unfall- und Allgemeinchirurgie sowie eine Lungenheilkunde und Gastroenterologie für Sie erweitert.

Die neue hochmoderne Zentrale Notaufnahme im Kapellchen stellt die medizinische Versorgung von akut erkrankten oder verletzten Patienten rund um die Uhr sicher.

Hilfe
rund um
die Uhr!

Weitere Infos unter www.krankenhaus-st-josef-wuppertal.de.
Besuchen Sie uns auch auf Facebook unter fb.me/St.JosefWuppertal.

Cellitinnen 
Der Mensch in guten Händen



Von Pessach zu Ostern

Das Pessach-Fest, häufig auch Pascha genannt – beides bedeutet „Übergang“ – ist das höchste Fest im Judentum. Es wird eine Woche lang gefeiert. Gläubige Juden bereiten sich intensiv darauf vor und es gibt viele Rituale, die im Rahmen des Festes eine Rolle spielen.

Aber was wird da eigentlich gefeiert? An Pessach gedenken die Juden des Auszugs aus Ägypten (Exodus), also der Befreiung aus der Sklaverei. Um zu verstehen, wie die Vorfahren der heutigen Juden in diese Situation gelangt sind, sei hier kurz die Vorgeschichte erzählt.

Wie alles begann

Gott beruft einen einzelnen Menschen – Abraham – seine Heimat im damaligen Mesopotamien (das entspricht etwa dem heutigen Irak) zu verlassen und in das Land Kanaan zu ziehen. Dort lässt er sich nieder, bekommt einen Sohn, Isaak, der wiederum zwei Söhne hat, Jakob und Esau. Obwohl Esau der Erstgeborene ist und daher das Nachkommensrecht hat, erschleicht sich Jakob durch einige Tricksereien dieses Recht von seinem Vater. Jakob bekommt zwölf Söhne, aus denen später die zwölf Stämme Israels hervorgehen. Wie die Söhne Jakobs dann nach Ägypten kommen, ist eine wirklich spannende Geschichte, die sich im Buch Genesis in den Kapiteln 37 bis 50 nachlesen lässt.

Die entscheidende Person ist dabei Joseph, der jüngste Sohn von Jakob. Er wird von seinen Brüdern an vorbeiziehende Händler verkauft und von diesen nach Ägypten mitgenommen. Dort steigt er, v. a. weil er gut Träume deuten kann (Sie erinnern sich sicher an die Geschichte von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen), zum Stellvertreter des Pharao auf. Weil im gesamten Nahen Osten eine Hungersnot herrscht (die sieben mageren Kühe im Traum des Pharao bedeuteten sieben „magerer“ Jahre, also Jahre mit schlechter Ernte), kommen auch Jakob und seine Söhne, die Brüder von Joseph, nach Ägypten. Dort lassen sie sich nieder und werden, wie es zu Beginn des Buches Exodus heißt, zu einem „großen Volk“. Obwohl die Israeliten

für die Ägypter wichtige Arbeitskräfte sind – sie helfen beim Bau großer Städte –, werden sie von den Ägyptern zunehmend mit Argwohn betrachtet. In Ägypten herrscht Angst vor einer Überfremdung. (Das gab es also schon vor über 3.000 Jahren; auch damals wurden schon Ängste vor „Migranten“ geschürt, obwohl sie eigentlich eine Bereicherung für die Bevölkerung darstellten.) Es kommt so weit, dass der Pharao alle Erstgeborenen der Israeliten töten lässt. Schließlich beruft Gott Mose, um die Israeliten aus Ägypten herauszuführen. Nach einigem Hin und Her, z. B. spielen hier die zehn Plagen gegen die Ägypter eine Rolle, lässt der Pharao die Israeliten ziehen. Dann überlegt er es sich kurzfristig anders und lässt sie von seiner Streitmacht verfolgen. Am sog. Schilfmeer entkommen die Israeliten dann den Ägyptern.

Übergang zur Freiheit

Was hat es nun mit dem „Übergang“ auf sich? In der letzten Plage droht Gott dem Pharao durch Mose an, dass alle erstgeborenen Ägypter sterben. Den Israeliten gibt Mose dann die Anweisung, dass sie ein Lamm schlachten und mit seinem Blut die Türpfosten ihrer Häuser bestreichen sollen. Das sollte für den Todesengel Gottes ein Zeichen sein, an diesen Häusern „vorüberzugehen“, damit die Bewohner vom Tod verschont blieben. Der Begriff des „Übergangs“ wurde jedoch von den Israeliten schon bald auch in einem übertragenen Sinn als Übergang von der Unterdrückung zur Freiheit gesehen.

Von der Trauer zur Freude

Im Zentrum des Exodus' und damit des Pessach-Festes steht also die Erlösung durch Gott. So wurden im Judentum auch andere Befreiungsgeschichten als Pessach-Ereignisse gedeutet. Dies gilt z. B. für die Befreiung der drei Jünglinge aus dem Feuerofen des babylonischen Königs Nebukadnezar (vgl. Dan 3), die Beendigung des geplanten Völkermords an den Juden unter dem persischen König Artaxerxes (vgl. das Buch Esther) oder auch den Sieg der Makkabäer über die griechischen Herr-

scher, die den Tempelkult und damit das Judentum selbst abschaffen wollten (vgl. 2 Makk). Im Pessach-Fest zeigt sich also schon das Grundmotiv von Ostern: von der Trauer zur Freude, aus dem Tod zum ewigen Leben. So wird in der Pessach-Woche in allen Synagogen aus dem 37. Kapitel des Buches Ezechiel vorgelesen. Hier entwirft der Prophet eine Vision, in der alle toten Israeliten wieder zum Leben erweckt werden (Ez 37,5: „So spricht Gott, der Herr, zu diesen Gebeinen: Siehe, ich selbst bringe Geist in euch, dann werdet ihr lebendig.“) Damit wird das Pessach-Fest auch als Fest der Auferstehung verstanden.

Das Geschenk der Erlösung

Dies sollte man im Kopf haben, wenn man sich aus christlicher Sicht die Ereignisse von Gründonnerstag bis Ostern vor Augen führt. Zunächst trifft Jesus mit seinen Jüngern schon mehrere Tage vor dem Pessach-Fest in Jerusalem ein und bereitet es sorgfältig vor (z. B. indem er die Jünger einen speziellen Raum für das Pessachmahl suchen lässt, (vgl. Mk 14,12-16). Dann feiert Jesus den Sederabend, den ersten Abend des Pessachfestes, als (wie könnte es anders sein) bibeltreuer Jude. Er spricht, wie es dem jüdischen Ritual entspricht, stellvertretend für alle Anwesenden den Segen über das ungesäuerte Brot und den Wein. Dabei ist die Anweisung für die Pessach-Liturgie zu bedenken, dass das Erlösungsgeschehen nicht nur für die damaligen Israeliten, sondern auch für die heute Beteiligten gilt: „Nicht nur unsere Vorfahren hat er befreit, sondern auch uns, zugleich mit ihnen.“ Es geht also um eine Vergegenwärtigung des Geschehens der Befreiung. Das ist auch der Sinn der Aussage Jesu: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Mit diesen Worten wird die Erlösungstat Jesu in jeder Eucharistiefeier vergegenwärtigt und die Gläubigen sind in das damalige Geschehen miteinbezogen. Es handelt sich also nicht um ein bloßes Erinnern; durch die aktive Teilnahme an der Eucharistiefeier habe auch ich Anteil an der Erlösung. So wie Gott die Israeliten aus Ägypten befreit und ihnen die Erlösung geschenkt hat, so erlöst er alle Menschen in Jesus Christus.

„Lamm Gottes“

Dass die Jünger, die schon bald nach Jesu Tod erfahren haben, dass er - wenn auch anders - immer noch unter ihnen gegenwärtig ist, dieses Geschehen Auferstehung nannten, ist natürlich kein Zufall. Sie alle waren gläubige Juden, die sowohl mit der Bibel als auch mit der Pessach-Liturgie vertraut waren. Das, was mit Auferstehung gemeint ist, nämlich die ganzheitliche Erlösung des Menschen (auch von Sünde und Tod), ist in der Feier des Pessach-Festes schon vorgebildet. Wenn Jesus im Johannes-Evangelium als „Lamm Gottes“ bezeichnet wird, dann kann man das nur in Bezug auf das Pessach-Fest verstehen. Hier gehört das Opfer eines Lammes (heutzutage nur noch symbolisch in Form eines Knochens) dazu. So wie Gott die Israeliten erlöst hat, so erlöst er in Jesus Christus, dem Lamm Gottes, alle Menschen. Auch Jesu Aussage vom „Blut des neuen Bundes“ gehört in diesen Zusammenhang. Bei der Befreiung der Israeliten aus Ägypten hat Gott den Bund, der in Abraham begründet wurde, erneuert. So hat auch Jesus durch sein Blut diesen Bund nochmals erneuert und nun auf alle Menschen ausgeweitet.

Gemeinsam auf dem Weg

Es ist also deutlich geworden, dass es einen engen Zusammenhang zwischen der Erlösungstat Gottes im Exodus-Ereignis und der Erlösung durch Tod und Auferstehung Jesu gibt. In beiden Festen, die mit diesen Ereignissen verknüpft sind, Pessach und Ostern, wird der Sieg der Freiheit und des Lebens gefeiert. Insofern ist die Auferstehung ein Pessach-Geschehen und Pessach ein Auferstehungsgeschehen. In diesen Feiern des „Übergangs“ wird die enge Verbundenheit von Judentum und Christentum erkennbar. Auf die endgültige Erlösung müssen wir jedoch noch gemeinsam warten: Die Juden glauben, dass der Messias noch kommt, wir Christen warten darauf, dass er wiederkommt. So oder so sind wir auf dem Weg zum gleichen Ziel.

Matthias Feindler



„Die Auferstehung Jesu ist das Fundament der Hoffnung“

Papst Franziskus' letzte Worte

Als letzte Worte hinterließ uns Papst Franziskus seine diesjährige Osterbotschaft. Mit dieser gekürzten Version seiner Gedanken Ostergeheimnis möchten wir ihn noch einmal in unsere Mitte holen.

Schwestern und Brüder, besonders ihr, die ihr leidet und verzweifelt seid, euer stiller Schrei wurde gehört, eure Tränen wurden aufgefangen, nicht eine ist verloren gegangen! Im Leiden und Sterben Jesu hat Gott alles Böse der Welt auf sich genommen und es in seiner unendlichen Barmherzigkeit besiegt: Er hat den teuflischen Hochmut vernichtet, der das Herz des Menschen vergiftet und überall Gewalt und Verderben sät. Das Lamm Gottes hat gesiegt! Deshalb rufen wir heute: „Er lebt, der Herr, meine Hoffnung.“

Ja, die Auferstehung Jesu ist das Fundament der Hoffnung: Von diesem Ereignis an ist die Hoffnung keine Illusion mehr. Nein. Dank dem gekreuzigten und auferstandenen Christus trägt die Hoffnung nicht! Spes non confundit! (vgl. Röm 5,5). Und diese Hoffnung ist kein Ausweichmanöver, sie ist herausfordernd; sie holt uns nicht aus der Wirklichkeit, sondern befähigt zur Verantwortung.

Die auf Gott hoffen, legen ihre schwachen Hände in seine große und starke Hand, sie lassen sich aufrichten und sie machen sich auf den Weg: Zusammen mit dem auferstandenen Jesus werden sie zu Pilgern der Hoffnung, zu Zeugen des Sieges der göttlichen Liebe, der unbewaffneten Macht des Lebens.

Christus ist auferstanden! Diese Botschaft enthält den ganzen Sinn unseres Daseins, das nicht für den Tod, sondern für das Leben bestimmt ist. Ostern ist das Fest des Lebens! Gott hat uns für das Leben erschaffen und er will, dass die Menschheit aufer-

steht! In seinen Augen ist jedes Leben kostbar! Das der Kinder im Mutterleib ebenso wie das der Alten oder Kranken, die in immer mehr Ländern als Menschen betrachtet werden, derer man sich entledigen kann.

Wie viel Todeswillen sehen wir jeden Tag in den vielen Konflikten in verschiedenen Teilen der Welt! Wie viel Gewalt sehen wir oft auch in Familien, gegen Frauen oder Kinder! Wie viel Verachtung wird den Schwächsten, den Ausgestoßenen, den Migranten bisweilen entgegengebracht!

An diesem Tag würde ich mir wünschen, dass wir wieder zur Hoffnung und zum Vertrauen in unsere Mitmenschen zurückfinden – auch denen gegenüber, die uns nicht nahestehen oder mit fremden Sitten, Lebensweisen, Vorstellungen und Gebräuchen aus fernen Ländern kommen – denn wir alle sind Kinder Gottes!

Ich wünschte, wir könnten wieder zurückfinden zu der Hoffnung, dass Frieden möglich ist! Vom Heiligen Grab in der Auferstehungskirche aus, wo Katholiken und Orthodoxe dieses Jahr am selben Tag Ostern feiern, möge das Licht des Friedens ausstrahlen über das gesamte Heilige Land und die ganze Welt.

Den leidenden Christen in Palästina und Israel wie dem gesamten israelischen und palästinensischen Volk bekunde ich meine Nähe. Das wachsende Klima des Antisemitismus, das sich in der ganzen Welt ausbreitet, ist besorgniserregend. Gleichzeitig sind meine Gedanken bei den Menschen und insbesondere bei der christlichen Gemeinde im Gazastreifen, wo der schreckliche Konflikt weiterhin Tod und Zerstörung bringt und eine dramatische und unwürdige humanitäre Situation verursacht. Ich appelliere an die Kriegsparteien, das Feuer einzustellen, die Geiseln freizulassen und den Menschen zu helfen, die hungern und sich nach einer friedlichen Zukunft sehnen! [...]

Es kann keinen Frieden geben, wenn es keine Religionsfreiheit oder keine Gedanken- und Redefreiheit und keinen Respekt vor der Meinung anderer gibt.

Es kann keinen Frieden geben ohne echte Abrüstung! Der Anspruch eines jeden Volkes, für seine eigene Verteidigung zu sorgen, darf nicht zu einem allgemeinen Wettrüsten führen. Das Osterlicht spornt uns an, die Schranken zu überwinden, die Spaltungen

hervorrufen und eine Vielzahl an politischen und wirtschaftlichen Konsequenzen nach sich ziehen. Es spornt uns an, füreinander zu sorgen, die gegenseitige Solidarität zu stärken und uns für eine ganzheitliche Entwicklung aller Menschen einzusetzen.

[...] Ich appelliere an alle, die in der Welt politische Verantwortung tragen, nicht der Logik der Angst nachzugeben, die verschlossen macht, sondern die verfügbaren Ressourcen zu nutzen, um den Bedürftigen zu helfen, den Hunger zu bekämpfen und Initiativen zu fördern, die die Entwicklung vorantreiben. Die „Waffen“ des Friedens sind diejenigen, die Zukunft schaffen, anstatt Tod zu säen!

Der Grundsatz der Menschlichkeit darf als Angelpunkt unseres täglichen Handelns nie verloren gehen. Angesichts der Grausamkeit von Konflikten, bei denen wehrlose Zivilisten, Schulen, Krankenhäuser und humanitäre Helfer angegriffen werden, dürfen wir nicht vergessen, dass dabei nicht einfach Ziele getroffen werden, sondern Menschen mit einer Seele und Würde.

Und in diesem Heiligen Jahr mag das Osterfest zudem ein passender Anlass sein, Kriegsgefangene und politische Gefangene freizulassen!

**Liebe Brüder und Schwestern,
im Pascha des Herrn standen sich Tod und Leben in einem unbegreiflichen Zweikampf gegenüber, doch der Herr lebt nun für immer und schenkt uns die Gewissheit, dass auch wir berufen sind, an dem Leben teilzuhaben, das kein Ende kennt und in dem das Getöse der Waffen und das Echo des Todes verstummen. Vertrauen wir uns dem an, der allein alles neu machen kann.**

*Gekürzt und bearbeitet
von Astrid Schau*





Stolz, ein Teil der Gemeinde zu sein

Bar/Bat-Mitzwah in der Barmer Synagoge

Nach ihrer Bat- bzw. Bar-Mitzwa in der Synagoge in Barmen sind Miriam und Nikita religiös mündig und eine Stütze ihrer Gemeinde. Sie erzählen Astrid Schau und Sabine Lambert (Text), was sich für sie verändert hat.

Es dauert ein bisschen, bis wir den Sicherheitsbeauftragten der Synagoge davon überzeugt haben, dass wir wirklich einen verabredeten Termin vor Ort haben, und er uns in die Synagoge eintreten lässt – Sicherheit geht nun mal vor. Doch die Mütter von Miriam und Nikita treten für uns ein und so können wir in einem Raum, der normalerweise für den Religionsunterricht genutzt wird, Platz nehmen.

Im Judentum symbolisiert die Zeremonie der Bar-Mitzwa bei Jungen und der Bat-Mitzwa bei Mädchen den Übergang von der Kindheit ins religiöse Erwachsenenalter. Ein Übergang, den es in dieser Eindeutigkeit bei den anderen abrahamitischen Religionen so nicht gibt. Wir möchten gerne wissen, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, um den Ritus feiern zu können. Miriam und Nikita erzählen bereitwillig. Bar-Mitzwa und Bat-Mitzwa bedeuten übersetzt in etwa „Sohn des Gebotes“ bzw. „Tochter des Gebots“, erklären sie uns. Mädchen feiern ihre Bat-Mitzwa, wenn möglich, am Sabbat, welcher auf ihren 12. Geburtstag folgt, Jungen am Sabbat nach ihrem 13. Geburtstag. Miriam hatte ihre

Bat-Mitzwa im Februar dieses Jahres feiern können, Nikita seine Bar-Mitzwa letzten August. Aber, man feiert dies nicht einfach nur, wie Nikitas Mutter erklärt, sondern man wird „Bar-Mitzwa“.

Was bedeutet das konkret, wollen wir wissen.

„Ich bin jetzt ein Erwachsener in der Gemeinde und kann zu der Anzahl der erwachsenen Männer bei Zeremonien hinzugezählt werden“, erzählt Nikita nicht ohne Stolz. „Bei allen religiösen Zeremonien ist ein Quorum von zehn erwachsenen Männern, das sogenannte Minjan, notwendig, damit es überhaupt stattfinden kann“, führt seine Mutter weiter aus. „In den 80er Jahren war das in den deutschen Gemeinden ein echtes Problem, da immer mehr alte Gemeindemitglieder starben und zu wenig junge dazukamen.“

Und Miriam?

„Weiß ich eigentlich auch nicht so genau“, sagt sie und lacht. Sie überlegt einen kurzen Moment: „Ich bin jetzt vor Gott verantwortlich für meine Taten, das ist anders als früher. Vorher habe ich mich nicht so sehr mit der Gemeinde auseinandergesetzt, jetzt will ich das, weil ich offiziell dazugehöre. Ich interessiere mich jetzt auch vielmehr als vorher.“

Wie haben sie die Vorbereitung empfunden? Immerhin dauert diese, begleitet von einem Rabbiner in einem Eins-zu-Eins-Unterricht, knapp ein Jahr.

„Das ist schon intensiv“, meint Nikita. „Ich musste viel auswendig lernen, konnte aber auch im Gespräch mit dem Rabbiner einfach über meine Gedanken sprechen. Er hat mir viel über die Geschichte des Judentums erzählt und warum wir das machen. Der Unterricht fand häufig online statt, das war schon sehr praktisch.“ Bei der Zeremonie hat er die rituelle Pflicht, den Wochenabschnitt, den Parascha, seiner Geburtswoche im jährlichen Thorallesungszyklus vorzulesen. In seinem Fall war dies Eikev, der 46. Wochenabschnitt (Deuteronomium 7,12 -11,25). Ein Segen über die Gemeinde und die Welt, das Ribon Olam, bildet den feierlichen Abschluss.



Wie hat Miriam ihre Vorbereitung empfunden?

„Ich habe vor allem viele Fragen gestellt und so mehr über meinen Glauben gelernt“, erinnert sie sich. „Meine Vorbereitung war etwas anders als bei Nikita. Ich musste nur ein kurzes Gebet auswendig lernen, den Rest konnte ich ablesen. Aber wenn der Tag kommt, ist es schon sehr aufregend. Man ist mit dem Gesicht dem Thoraschrein zugewandt. Im Rücken hat man die Gemeinde. Ich sage das Schma Israel auf, welches das wichtigste Gebet im Judentum ist. Zum Schluss spreche auch ich das Ribon Olam.“ Die Feierlichkeiten in der Synagoge werden mit einer Familienfeier zuhause abgerundet. Miriam erinnert sich besonders gerne an ein Ritual, welches sich ihre Tante speziell für sie ausgedacht hat: „Da ich zwölf wurde, hat sie zwölf Kerzen aufgestellt und ich musste dann alle anzünden und zu jedem Gast mit einer Kerze gehen und einen Segen aussprechen, denn meine Tante meinte, ich sei an diesem Tag gesegnet worden und dass ich diesen Segen verbreiten darf.“

Was hat sich für die Kinder persönlich seitdem verändert?

„In der Schule ist nicht anders“, findet Nikita, „nur in der Gemeinde fühle ich mich viel erwachsener, ich nehme das Ganze viel ernster, nachdem ich das geschafft habe. Das ist eine riesige Aufgabe, die viel Konzentration und Übung erfordert. Das hat mich viel erwachsener gemacht.“ Miriam pflichtet ihm bei: „Für mich hat sich allgemein auch nicht viel verändert im Leben. In der Gemeinde fühle ich mich jetzt sehr viel wohler und auch ein bisschen wichtiger. Ich bin jetzt stolzer darauf, dass ich jüdisch bin, und versuche, das auch eher auszuleben, z.B. engagiere ich mich mehr in der Gemeinde und nehme an Angeboten teil, die speziell für jüdische Kinder und Jugendliche sind, wie z. B. den Jewrovision.“

War den Kindern schon früh ihre jüdische Identität bewusst?

„Als kleines Kind wusste ich zunächst nicht, welche Religion ich habe“, erinnert sich Miriam. „Mama hat mir dann erzählt, dass ich jüdisch bin. Später in der Synagoge habe ich dann gedacht, es ist ja schön, dass ich das ausleben kann, aber es ist auch gefährlich, weil es Hass auf der Welt gibt, weil es Rassismus und Antisemitismus gibt. Manchmal wird's richtig gruselig. Bei einer gemeinsamen Übernachtung in der Gemeinde in Gelsenkirchen kamen plötzlich laute Geräusche auf. Wir haben dann alle einen Schreck bekommen, weil wir dachten, dass wir angegriffen werden. Das war schlimm. Die meisten haben angefangen zu weinen, weil man weiß, dass das eintreten kann. Am Ende waren es nur die Nachbarn, die ein zu lautes Geräusch gemacht haben.“

Wie wohl fühlen sich die beide in ihren Klassen?

Beide fühlen sich mit ihrer Religion in ihrer jeweiligen Klasse gut angenommen, wie sie versichern. Nur eine Sache ist manchmal nicht einfach. Wenn die Schule über den Holocaust aufklärt oder die Sprache auf die Zeit des Nationalsozialismus kommt, „dann drehen sich alle zu mir um“, sagt Miriam. „Eigentlich möchte ich nichts damit zu tun haben will, weil das so eine schlimme Sache ist.“ Nikita nickt zustimmend. „Aber in ihren Blicken sehe ich Mitleid“, fügt er hinzu, „das finde ich voll nett von meinen Klassenkameraden. Auch bei meiner Lehrerin sehe ich, dass sie Mitleid hat“.



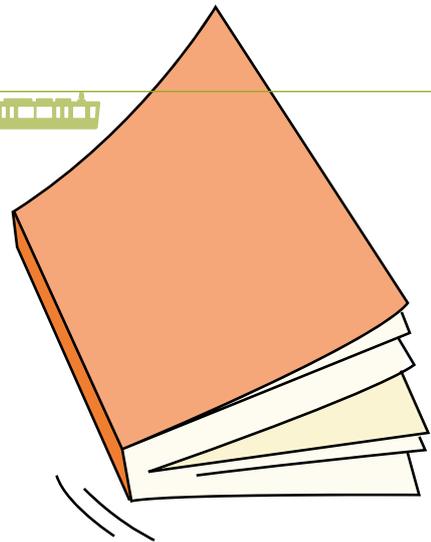
© Sabine Lambert

Gehen die beiden denn jetzt an jedem Sabbat in die Synagoge?

Sie lachen etwas verlegen. Nicht an jedem, meinen sie fast unisono. Das wird durchaus unterschiedlich gehandhabt, erklären mir die Mütter, je nachdem, wie man das für sich auslegt. „Wir sind nicht so fromm“, sagt Miriams Mutter dazu, „aber ich komme ursprünglich aus Russland, da war Religion generell verpönt und wir haben eher nicht laut über unseren Glauben gesprochen. Umso mehr freue ich mich, dass meine Tochter sich für die Bat-Mitzwa entschieden hat, denn man muss das nicht machen. Das Kind kann sich dafür oder dagegen entscheiden. Meine Tochter hat jetzt die Freiheit, das auszuleben“.



Die Stadtbibliothek auf Zukunftskurs



Bibliothek – da drängt sich ein Bild von großen Räumen mit Regalen voller Bücher auf. Wurden Bibliotheken lange an Adelshöfen oder in Klöstern als Kulturträger geführt, entwickelten sie sich vor etwa 200 Jahren – mit der Verbreitung des Buchdrucks und der Entwicklung des Schulwesens – zu öffentlichen Institutionen. Bibliotheken unterliegen einem stetigen gesellschaftlichen Wandel.

Längst sind es nicht mehr nur Bücher, die in Bibliotheken zugänglich sind. Die Wuppertaler Stadtbibliothek hat über 450.000 Medien im Angebot – Druckmedien, Hörbücher, DVDs, CDs, digitale Medien, dazu auch Spiele und nützliche Gegenstände in der „LeihBar“, eine Bibliothek der Dinge. Und längst bieten Bibliotheken mehr als die Ausleihe. Vorleseangebote für Babies und ihre Eltern, Lese-, Bastel-, Spielangebote für Kinder, die Bib4Teens mit Angeboten für Jugendliche ab 13 Jahren, Veranstaltungen und Ferienprogramme für Familien, Treffpunkt Deutsch für Migranten, Lernportale, IT-Café, Filmclub – das Angebot der Stadtbibliothek ist vielfältig.

Mit Werbung, in der Presse und auf Social Media, will die Bibliothek auf ihre Angebote neugierig machen, die sie in ihrer Zentrale in Elberfeld und an neun Standorten im Stadtgebiet bereithält. Sie ist mit vielen Kooperationspartnern vernetzt, um ihr Angebot zu den Menschen zu bringen. Ein wichtiger Schwerpunkt ist die Leseförderung. Schulklassen und Kita-

gruppen kommen zu Besuch in die Bibliotheken, um das Interesse der Kinder zu wecken und die Lesemotivation zu stärken. Die Förderung von Teilhabe und Bildungsgerechtigkeit ist ein zentrales Anliegen.

Die Referentin für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Stadtbibliothek, Meike Nordmeyer, beschreibt den Zukunftskurs, auf den sich die Stadtbibliothek gemacht hat. Ähnlich wie schon seit vielen Jahren in den Niederlanden und den skandinavischen Ländern verfolgen auch hierzulande die Öffentlichen Bibliotheken inzwischen das Konzept des „Dritten Ortes“. Neben dem Zuhause als Erster Ort und dem Arbeitsplatz als Zweiter Ort bildet der Dritte Ort einen Sozialraum, der sich dadurch auszeichnet, dass er ein Erlebnisraum ist, an dem Menschen aller Alters- und gesellschaftlicher Gruppen sich in wohnlicher Atmosphäre zwanglos begegnen können, der Raum bietet für vielfältige Aktivitäten, Projekte, Veranstaltungen und so zu einem kulturellen und sozialen Treffpunkt wird.

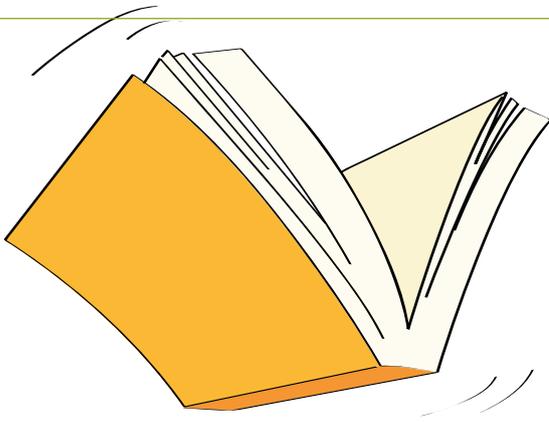
Zudem hat die Stadtbibliothek einen Umzug der Zentralbibliothek in den kommenden Jahren im Blick. Die Frage, mit der sich das Team bereits konkret beschäftigt, ist somit, wie der zukünftige Standort nach den neuen Erfordernissen ausgestattet werden sollte. Nicht nur die ca. 70 Mitarbeitenden der Stadtbibliothek arbeiten an diesem Transformations-

Kinder lesen und spielen in der BIB@BOB, der Stadtteilbibliothek Oberbarmen im BOB Campus



Jugendliche treffen sich in der Stadtbibliothek in Cronenberg



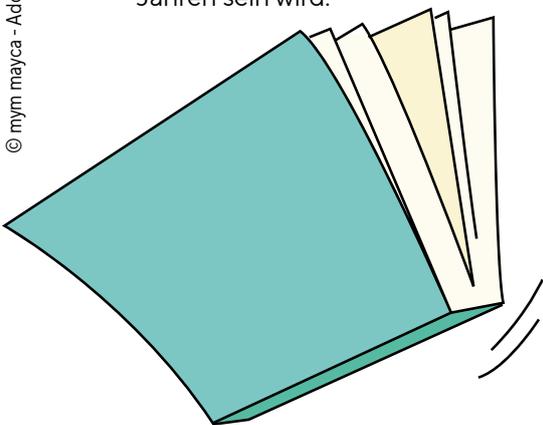


prozess. „Was wünschen sich die Wuppertaler von einer Stadtbibliothek?“ So startete die Bibliothek eine Online-Umfrage, die bei den Bürgerinnen und Bürgern auf große Resonanz gestoßen ist. Mit verschiedenen Beteiligungsformaten, z. B. auch Workshops in den Räumen der Zentralbibliothek, sollen die Wünsche und Erwartungen derer, die die Bibliothek nutzen, und auch derer, die sie noch nicht nutzen, erfragt und Ideen gesammelt werden. Was sind die Anforderungen an eine zukunftsfähige Bibliothek an

- Medienangebot,
- Veranstaltungsformate,
- Gestaltung der Öffnungszeiten,
- Ausleihverfahren u. a. mehr.

Die Ergebnisse sind wichtig und wertvoll für die Planung von Umbau und Gestaltung des neuen Standorts – was verständlicherweise noch ein Prozess von Jahren sein wird.

Monika Röttgers



Zentralbibliothek Altbau-Fassade am Morgen



© Meike Nordmeyer / Stadtbibliothek Wuppertal



© Meike Nordmeyer / Stadtbibliothek Wuppertal

Die Schwebbahn als Erlebnismöbelstück für Kinder in der wiedereröffneten Stadtteilbibliothek am Rott

K

Das schönste Denkmal,
das ein Mensch
bekommen kann,
steht in den Herzen
der Mitmenschen.

Albert Schweitzer

Bestattungen Kipp

Inh. Bastian Eydorf

Nevigese Straße 86
42113 Wuppertal

Tel. 0202 / 72 09 63

Wir sind für Sie da.
Jederzeit.

www.bestattungen-kipp.de
info@bestattungen-kipp.de



„Manchmal müssen wir uns selbst anschieben“

Vasiliki Xydi erzählt aus ihrem Leben

Kuchen, Gebäck, Kaffee und verschiedene Sorten Tee: Vasiliki hat den Tisch in ihrem gemütlichen Wohnzimmer reichlich gedeckt. Auf dem Couchtisch stapeln sich Bücher, fast alle deutschsprachig, darunter viel Psychologie. Im Leben der alleinerziehenden Griechin reihten sich viele Übergänge aneinander. Sie berichtet.



Mein Nachname Xydi passt eigentlich nicht so richtig zu mir. Denn obwohl ich „Frau Essig“ bin, nehme ich das Leben – auch die vielen Krisen – gern von der heiteren Seite. Geboren wurde ich im August 1979 in Athen. Ich wuchs in einem internationalen Umfeld auf und war wissbegierig, doch meine Eltern beförderten meinen Lernerfolg nicht – ganz im Gegenteil. Beide wollten, dass ich zuhause bleibe. Das lag auch daran, dass mein älterer Bruder Autist ist. Ich sollte mich um ihn kümmern.

Von Athen nach Hannover

Meine Mutter behandelte mich wie ein Dienstmädchen. Sobald ich meinen Abschluss als Bürokauffrau hatte und es mir leisten konnte, verließ ich mein Elternhaus. Meinen Exmann lernte ich mit 24 kennen. Nach zwei, drei Jahren zogen wir zusammen aus Athen weg. Als 2010 meine Tochter Marietta zur Welt kam, brach ich den Kontakt zu meiner Mutter ab. Sie wollte mir ihren lieblosen Erziehungsstil aufdrängen. Doch meine Kinder sollten anders aufwachsen als ich. Mein Mann hatte sich in den Kopf gesetzt, nach Deutschland überzusiedeln, um in der Gastronomie zu arbeiten. Stylianos, mein Sohn, war ein Säugling, als wir uns 2013 in der Nähe von Hannover niederließen.

Fuß fassen in Deutschland

Ich habe meinen Mann und mich zu einem Deutschkurs angemeldet. „Du wolltest nach Deutschland. Jetzt sind wir hier. Nun musst du die Sprache lernen“, habe ich zu ihm gesagt. Schnell fing ich an, Kinderbücher zu lesen. Ich habe gelesen und gelesen. Durch die Zeitung konnte ich die aktuellen Themen. So schaffte ich im zweiten Anlauf die mündliche C1-Prüfung mit einer glatten Eins. Um die Prüfung zu bestehen, reicht es nicht, die Sprache zu kennen. Man muss auch mitreden können. Wer in einem Land aufwächst, unterschätzt, wie schwer es ist, in einer ganz anderen Umgebung Fuß zu fassen. Ich brauchte einen starken Willen.

Viele meiner Mitschülerinnen und Mitschüler hatten die Hoffnung bereits aufgegeben. Manchmal müssen wir uns selbst anschieben, um weiterzukommen. Damit unser zukünftiges Ich sich später bei uns bedanken kann.

Getrennt Eltern bleiben

Ein schmerzhafter Schritt war die Trennung von meinem Mann im Jahr 2017. Im August 2016 kamen wir nach Wuppertal. Damals war uns schon klar, dass es mit uns nicht mehr weitergeht. Wir passten einfach nicht mehr zusammen. Dennoch fühlten wir uns an das Eheversprechen gebunden. Ich glaube an Gott, aber ich bin sauer auf die Menschen, die mir das Bild eines strafenden Gottes vermittelt haben. Gott ist Liebe. Er will, dass wir aus unseren Fehlern lernen. Wir kümmern uns gemeinsam um die Kinder. Beide haben wir uns nach der Trennung weiterentwickelt.

Aus Sicht des Kindes denken

Marietta entschied sich Anfang 2024, zu ihrem Vater zu ziehen. Nach den Jahren mit Stylianos und mir wollte sie die Beziehung zum anderen Elternteil mehr aufbauen. Zugegeben: eine große Umstellung für mich. Aber ich akzeptiere ihre Entscheidung und kann die Gründe gut nachvollziehen. Sie hat durch meine Erziehung gelernt, auf sich selbst zu achten. So ist sie beispielsweise von selbst darauf gekommen, weniger Zeit mit dem Smartphone zu verbringen und stattdessen mehr Sport zu treiben.

Konfrontation mit der Kindheit

Seit Mai 2024 bin ich beim Betreuungsverein des Sozialdiensts katholischer Frauen beschäftigt. Ich liebe diese Arbeit. Ich bin verantwortlich für die Abrechnung und den Schriftverkehr: Struktur und Organisation liegen mir sehr. Ehrenamtlich unterstütze ich in der LauBe Menschen dabei, Formulare auszufüllen. Zuvor wollte ich Erzieherin werden. Das war aber nicht das Richtige für mich. Es traf mich hart, über die Pädagogik mit meiner eigenen Kindheit konfrontiert zu werden. Mittlerweile bin ich besser darin, mein Leben so einzurichten, wie es mir selbst guttut. Im Sommer will ich mit meinen Kindern nach Griechenland fliegen – mein erster Urlaub seit 11 Jahren.

Aufgeschrieben von Astrid Schau



„Wie lange musst du noch?“

Vom Beruf in den Ruhestand

Im Bergischen Land wünscht man sich zum Neujahr einen „schönen Übergang“. Es gibt Übergänge im Leben eines jeden Menschen. Vorher war es anders als danach. Jeder berufstätige Mensch wird im Alter ab ca. 60 gefragt: „Wie lange musst du denn noch arbeiten?“ Diesen Übergang, vom Berufsmenschen zum Menschen im Ruhestand, gilt es vorzubereiten, zu planen, besonders in den Blick zu nehmen. Was mache ich denn dann den ganzen Tag?

Die Gerontologin und Autorin Sabine Schröder-Kunz sieht den Ruhestand nicht als Stillstand, sondern als bewussten Wandel. Ihr gleichnamiges Buch „Ruhestand als Chance“ (2024) ermutigt dazu, diesen Lebensabschnitt aktiv und selbstbestimmt zu gestalten.

Im Telefonat spricht Sabine Schröder-Kunz von einem Übergang mit Bruchlinien: Mit dem Ausscheiden aus dem Beruf gehen gewohnte Strukturen, Rollen und auch ein Teil der bisherigen Identität verloren. Doch Verluste, so sagt sie, lassen sich kompensieren, wenn das, was einem im Leben wichtig ist – die eigenen Werte –, erhalten bleibt.

Selbstständige in eigener Sache

Die Zeit, die ich zuvor mit der täglichen Arbeit gefüllt habe, ist jetzt anders zu gestalten. Denn plötzlich wird man – wie sie es formuliert – „zu einer Art Selbstständigem in eigener Sache“. Wesentlich sei eine bewusste Vorbereitung, bei der der Abschied vom Arbeitsplatz nur ein Aspekt unter vielen ist. Entscheidend ist die Frage: Wie will ich künftig leben?

Ein gelingender Ruhestand, so Schröder-Kunz, beginnt nicht mit dem letzten Arbeitstag, sondern mit der inneren Bereitschaft, diesen neuen Lebensabschnitt als wertvoll und gestaltbar zu begreifen. Es geht um eine bewusste Auseinandersetzung mit diesem Übergang. Dazu gehört eine gute Vorbereitung, bei der der Abschied vom Arbeitsplatz nur einen Aspekt darstellt.

Wichtig sind ihr „die fünf Säulen des gesunden Älterwerdens“: Ein gutes und verantwortliches Leben und Arbeiten in der zweiten Lebenshälfte gelingt, wenn wir folgende fünf Punkte ernst nehmen und beachten:

1. den Kopf,
2. den Körper,
3. soziale Kontakte,
4. eine Aufgabe und,
5. dass wir „an unserer inneren Haltung zum Älterwerden arbeiten“.

„An der Gesellschaft teilhaben zu können, gehört zur Grundverfassung der menschlichen Daseinsform, die Möglichkeit, an ihr teilhaben zu können, eben deshalb zur Grundverfassung der Gesellschaft.“ (aus „Bildung in der nachberuflichen Lebensphase“, 2023). Gesellschaftliche Teilhabe ist nicht nur in der nachberuflichen Zeit eine Voraussetzung, um den Übergang gut zu gestalten und den Ruhestand wirklich als Chance zu erleben.

Und ganz praktisch: Was kann ich denn machen? – Eine Auswahl

Die Engagementsförderinnen und -förderer der Gemeinden sind immer auf der Suche nach Ehrenamtlichen. Andrea Oldenburg ist für die Bereiche **St. Laurentius und Herz Jesu** ansprechbar.



Das Zentrum für Weiterbildung der **Bergischen Universität Wuppertal** richtet sich u. a. an ältere Menschen, unabhängig davon, ob sie Abitur haben oder nicht. Es geht um das lebenslange Lernen und um Erweiterung von Bildung.



Zur Gestaltung von Freizeit, für das Entdecken von neuen Hobbies und für die Gemeinschaft gibt es u. a. die **ZWAR**-Gruppen. Das bedeutet „Zwischen Arbeit und Ruhestand“. Das sind selbstorganisierte Gruppen, die sich regelmäßig treffen, um Aktivitäten zu planen und gemeinsam zu erleben.



Christian Neyrer



Kirchen A-B-C

Synoptiker

Als Synoptiker werden die Evangelisten Markus, Matthäus und Lukas bezeichnet, weil ihre Evangelien sich untereinander stark ähneln. Betrachtet man diese Evangelien in der Zusammenschau (griech. „synopsis“), dann fällt auf, dass sie teilweise wörtlich übereinstimmen. Wie lässt sich das erklären? Exegeten (Bibelwissenschaftler) konnten anhand sprachlicher und geschichtlicher Indizien zeigen, dass das Markus-Evangelium das älteste sein muss; es ist wahrscheinlich um 70 n. Chr. entstanden. Das Matthäus- und das Lukas-Evangelium wurden dann etwas später verfasst, zwischen 80 und 90 n. Chr. Weil sie beide in weiten Teilen wörtlich mit dem Markus-Evangelium übereinstimmen, geht man davon aus, dass sie dieses Evangelium jeweils als Vorlage (Quelle) für ihr Evangelium genutzt haben. Da sich sowohl im Matthäus- als auch im Lukas-Evangelium viele Zitate und Gleichnisse Jesu finden, die bei Markus nicht auftauchen, haben beide Evangelisten wohl noch eine weitere Quelle benutzt. Diese (nicht mehr erhaltene) Quelle, die viele Jesusworte enthielt, wird Logienquelle genannt (griech. „logos“= Wort). So gibt es in der heutigen Bibelwissenschaft die sog. Zwei-Quellen-Theorie: Matthäus und Lukas nutzten für ihre Evangelien v. a. das Markus-Evangelium als Vorlage, daneben noch die Logienquelle. So lässt sich der enge Zusammenhang der ersten drei Evangelien gut erklären. Der Evangelist Johannes griff dagegen noch auf andere Quellen zurück, so dass sich sein Evangelium von den anderen stärker unterscheidet.

Tod Jesu

Als Jesus am Kreuz hingerichtet wurde, war das für seine Jünger ein schwerer Schlag. Für manche war Jesus gescheitert und sie konnten nicht mehr glauben, dass er der Messias war. Erst im Nachdenken über Leben und Sterben Jesu sowie über die zunächst rätselhafte Auferstehungserfahrung wurde den Jüngern langsam die Bedeutung des Todes Jesu deutlich. Dies spiegelt sich z. B. in der Erzählung von den Emmausjüngern wider (Lk 24,13-35); erst als der Auferstandene ihnen die Hl. Schrift auslegt, verstehen sie langsam die Zusammenhänge. Auch danach gab es verschiedene Versuche, die Bedeutung des Todes Jesu zu erklären. Eine Erklärung geht auf Thomas von Aquin (1225-1276) zurück. Er argumentierte im Sinne des mittelalterlichen Ehrenkodex, dass Gott durch die Sünde Adams quasi eine Beleidigung durch den Menschen erfahren habe. Diese Beleidigung könne nur durch eine Tat Gottes aufgehoben werden, weil der Mensch dazu nicht in der Lage sei. Daher musste Gott seinen Sohn opfern – und damit sich selbst hingeben –, um die Sünde Adams wiedergutzumachen. Aber kann man sich einen solchen Gott tatsächlich vorstellen, der seinen Sohn grausam hinrichten lässt, auch wenn er darin – nach Meinung von Thomas v. Aquin – seine Liebe zu den Menschen gezeigt hätte. Sinnvoller ist es, den Begriff des Opfers Jesu anders zu deuten: Er ist seinen Weg des absoluten Vertrauens zu Gott und seiner grenzenlosen Liebe zu den Menschen konsequent bis zu seinem Tod gegangen. Er hat sich selbst geopfert, damit die Menschen in seinem Tod erkennen, wie weit sie noch von diesem Vertrauen und dieser Liebe entfernt sind. So wird ihnen ein neuer Blick auf Gott und die Mitmenschen ermöglicht und sie können in der Nachfolge Jesu ein neues Leben beginnen. Dieses Opfer Jesu wurde dann von Gott bestätigt, indem er ihn von den Toten auferweckt, also in ein neues Leben geführt hat. Diese Deutung des Todes Jesu schließt andere Erklärungen nicht aus, kommt jedoch ohne die Vorstellung eines grausamen Gottes aus.

Übernatur

Der Mensch ist eine Einheit aus Leib und Geist. In dieser Einheit finden sich zwei Arten der Existenz, in der Theologie auch „Naturen“ genannt: die Individualnatur und die Sozialnatur, die beide das Menschsein prägen. Die Individualnatur meint vor allem die Freiheit und die Selbstbestimmung des Menschen, die Sozialnatur, dass der Mensch auf Gemeinschaft angewiesen ist. Zu dieser natürlichen Struktur des Menschen kommt seine „Übernatur“ hinzu. Darunter versteht die Theologie die transzendente (über das Menschsein hinausgehende) Bestimmung des Menschen. Das bedeutet, dass der Mensch auch auf Gott bezogen ist. Er ist Geschöpf und Kind Gottes und deshalb zur Teilnahme am göttlichen Schöpfungswerk berufen. Auch in nichtchristlichen Religionen gibt es die Vorstellung von einer Übernatur des Menschen. Dies wird z. B. im Glauben an ein Weiterleben bei Gott nach dem Tod (oder wie im Buddhismus im „Nirwana“) deutlich. Im Judentum, Christentum und Islam bedeutet der Glaube an die Übernatur, dass der Mensch als Geschöpf Gottes auch sein Ebenbild ist. Daher besitzt jeder Mensch eine einzigartige Würde, unabhängig von Religion, Geschlecht oder Hautfarbe.

Matthias Feindler



INSTRUMENTE LADACH
KLAVIERE UND PFEIFENORGELN

KLAVIER KAPUTT?

- STIMMUNGEN UND REPARATUREN
- AN- UND VERKAUF
- DAUERAUSSTELLUNG (TRINITATISKIRCHE)
- MIETKLAVIERE AB 20 EUR

WIR FREUEN UNS AUF IHREN BESUCH.
ARRENBURGER STR. 10
42117 WUPPERTAL

TELEFON 02 02 . 43 51 74
EMAIL [INFO@LADACH.DE](mailto:info@ladach.de)
INTERNET WWW.LADACH.DE

Das Buch, nicht nur zum Sonntag

„Hat die Rede von Gott noch Zukunft?“ 111 Menschen geben ihre Antwort auf diese eine Frage.

„Es sind eben zurzeit nur die Religionen wirklich in der Lage, grundlegende Moral- und Wertvorstellungen allgemeinverbindlich in der Gesellschaft zu prägen.“ Das ist doch mal ein Satz, der aufhorchen lässt, besonders dann, wenn er von einem bekennenden Nicht-Gläubigen stammt, Gregor Gysi. Und genau solche Sätze machen dieses Buch aus. Es ist die 25. Veröffentlichung von „Sinnstiftermag“, einem „Zusammenchluss von Zeitanalysten, Werbern, Designern und Fotografen, die von einer gemeinsamen Beobachtung ausgehen: dem enormen Sinnstiftungspotential der alten und neuen Medien“.

111 Menschen beantworten die Frage, ob die Rede von Gott Zukunft hat. Es sind junge und alte Menschen, Frauen und Männer, bekannte und unbekanntere Menschen. Sie haben studiert oder auch nicht, sind engagiert und denken nach.

Was macht das Buch zudem besonders? Es enthält ein aussagekräftiges Porträt und eine kurze Beschreibung zu jedem Menschen, der sich äußert: Minis-

terpräsident Hendrik Wüst ist dabei, aber auch Mathias Aschmoneit, ein behinderter Mitarbeiter der Lebenshilfe in Witten, Shaima Al-Jaanabi, einer Sozialarbeiterin, oder Carla Reemtsma von Fridays for Future. Wir treffen Menschen, die aus der Kirche ausgetreten sind, oder andere, die traditionell jüdisch oder bewusst religiös leben.

Sie alle nehmen Stellung zu dieser einen Frage. Die Ergebnisse sind so vielsagend wie vielschichtig. Es ist ein Buch zum Stöbern, zum Vor- und Zurückblättern und eben zum Mit- und Nachdenken. Nicht nur am Sonntag.

Christian Neyer



Matthias Sellmann / Martin Steffen / Michael Jochim / Dieter Rehmann (Herausgeber):

Hat die Rede von Gott noch Zukunft? - 1 Frage, 111 Antworten

Echter Verlag GmbH, 1. Auflage 2024
ISBN: 978-3-429-06740-3, 24,90 €

Das fiel auf

Agressives Betteln?

Immer wenn ich durch die Innenstadt in Elberfeld oder Barmen gehe, fallen mir bettelnde Menschen auf. Und immer kommt mir der Gedanke: Ist das notwendig? Soll ich etwas geben oder soll ich nicht?



In der Presse wird sogar von „aggressivem Betteln“ gesprochen. Ist es schon aggressiv, nach einem Euro zu fragen? Natürlich gibt es auch schwarze Schafe darunter, Menschen, die von ihren Familien wegen ihrer Behinderung zum Betteln geschickt werden, um Mitleid zu erregen. Andererseits tut es mir nicht weh, einen oder zwei Euro zu geben. Eine Begebenheit machte mich nachdenklich: Ein offensichtlich obdachloser Mann ging zu einer bettelnden Frau. Ich dachte schon, jetzt gibt es Ärger wegen des Platzes. Stattdessen holte er aus seiner Hosentasche zwei Euro und gab sie der Frau. Beschämt setzte ich meinen Weg fort.



Gabriele Wolf

**BESTATTUNGSKULTUR
MEMORIA®**

Erd-, Feuer-, Naturbestattungen

**Rufbereitschaft Tag und Nacht
Telefon 0202 - 449 07 26**

Weststraße 41, 42119 Wuppertal
www.bestattungskultur-memoria.de

BERNHARD IDING

CLAUDIA STABILE



Dönberg hilft seit 30 Jahren

Gelebte Ökumene in unserem Stadtteil

Unser Stadtteilprojekt „Dönberg hilft“ zeigt, wie es gelingen kann, dass sich alle Beteiligten als Gewinner erleben und wirksam sein können. Wer und was wir sind? Viele(s):

Eine Hilfsorganisation für humanitäre Arbeit

Gegründet in der Zeit des Jugoslawienkriegs in den 90er-Jahren, aus der Not der Menschen vor Ort und persönlicher Beziehungen dorthin, unterstützten wir humanitäre Arbeit dort, wo Kontakte bestehen und Hilfe gezielt und verlässlich ankommt. Das tun wir aktuell in drei afrikanischen Projekten, genauso wie in unserer Wuppertaler Nachbarschaft.

Eine Künstleragentur

Die finanzielle Möglichkeit dazu schaffen wir mit „Kultur & Kneipe“, der Veranstaltungsreihe, in der Künstler – ursprünglich aus unserer Dönberger Nachbarschaft, heute aus ganz Wuppertal und Umgebung – unter professionellen Bedingungen ein dankbares und Eintritt zahlendes Publikum finden. Sie schenken uns einen Abend mit ihrer Kunst und verzichten auf eine Gage. Beide christlichen Gemeinden stellen ihre Räume zur Verfügung. Kirchenvorstand und Presbyterium unterstützen uns und geben dem Ganzen ein Zuhause, ein Dach über dem Kopf.



Ein Veranstalter kulturellen Lebens

Als Stadtrandbezirk verfügt Dönberg mit „Kultur & Kneipe“ so über ein vielfältiges Angebot kultureller Art, dass gerade die Eltern jüngerer Kinder und ältere Menschen, die eine weitere Anreise nicht realisieren können oder wollen, einen Kulturpunkt quasi vor der Haustür haben. Und auch der erfahrene Theater- und Konzertbesucher findet ein anspruchsvolles Programm, das ihm mit professioneller Technik in immer neu gestaltetem Ambiente des Veranstaltungssaals und im Kreis eines stets interessierten und konzentrierten Publikums angeboten wird. In den letzten Jahren hat sich auch herausgestellt, dass ein großer Teil unseres Stammpublikums aus anderen Stadtteilen und den Nachbarstädten kommt.

Eine Gruppe von Ehrenamtlichen

Das Helferteam umfasst heute über 20 Männer und Frauen, die Verantwortung tragen. Diese Gruppe versteht sich nach außen als Motor der Aktion, indem sie zu ihrem Funktionieren beiträgt. Nach innen versteht sie sich als Team, das wesentliche Entscheidungs- und Arbeitsprozesse basisdemokratisch steuert und als Freundeskreis, der stolz ist auf das Erreichte und auch Wert auf das Feiern legt. Die Gruppe ist offen für alle, die bereit sind, in ei-



Hochzeiten
Familienfeiern
Betriebsfeiern

Künstler-Service
Messe-Catering
Koch-Shows

Bierwagen
Film-/TV-Catering

»Haus Marianne«



WOHLFÜHLGASTRONOMIE AUF HÖCHSTEM NIVEAU!

Vom Canapé bis zum spektakulären Fingerfood-Kegel, vom warmen oder kalten Buffet bis hin zum exquisiten Menu. In unserem »Haus Marianne«, bieten wir Ihnen Raum für 20 bis 110 Personen, einen Barbereich mit Tanzfläche sowie eine wunderschöne Gartenterrasse.

**Wir machen Ihr Event zu einem einzigartigen Ereignis.
Im Haus Marianne, oder den Räumlichkeiten Ihrer Wahl.**



CHRISTIAN OCHSE

Kohlstraße 117

42109 Wuppertal

Fon: 0202-750263

Mobil: 0177-7448025

Mail: info@ochse-catering.de

www.ochse-catering.de

gener Verantwortung für die Sache und sich selbst mitzuarbeiten.

Auf den Kern des Ganzen, den Kondensationspunkt der Vielfalt sozusagen, bin ich nach gut fünf Jahren Mitarbeit in der Aktion und Unterstützung der Menschen in Nord-Kroatien, die unter den Folgen des Bosnien-Krieges litten, und fünf Jahre nach der Frage: „Kannst du einen Lkw mit Hilfsgütern nach Kroatien fahren helfen?“ gestoßen. Zu Ostern hatten wir wieder einmal alles in einen Transporter gepackt, was für eine Arztpraxis für 3.000 Menschen zur medizinischen Grundversorgung nötig ist. Das gepackte Fahrzeug haben wir direkt neben dem Osterfeuer geparkt, in der Osterliturgie Symbol für Licht und Wärme gegen Kälte und Dunkelheit. Am frühen Morgen geht's los: 1.300 Autobahnkilometer Richtung Süden, durch die Fünf-Sterne-Skigebiete der Steiermark in eine andere Welt.

An einem der folgenden Tage schließe ich mich der Ärztin Dr. Ivančica Peček an, die zu Hausbesuchen aufbricht. So lerne ich Mimica und Rudolf kennen. Die beiden bewohnen ein baufälliges Häuschen, weit abseits des Dorfes, das sie im Rahmen ihrer bescheidenen Möglichkeiten sauber und in Ordnung halten. Sie leben von gut 60 Euro Rente im Monat, die sehr unregelmäßig ausbezahlt wird. Leider gibt es nicht genug zu essen. Der Hunger gehört für die beiden Achtzigjährigen zum Alltag.



Und so freut sich Mimica, weil sie nach Jahren wieder einmal den traditionellen Osterkuchen backen konnte – mit Mehl und Öl. Das Geld stammt aus unserem Notfonds, der vor Ort zur Überbrückung extremer Notlagen verwaltet wird. Von diesem Osterkuchen schneidet sie mir ein Stück ab! Wer ist hier der Schenker und wer der Beschenkte? Und während ich meinen Kuchen esse, kommt der Satz, den ich wohl nie vergessen werde: „Das Wichtigste für uns ist nicht der Kuchen, sondern dass wir jetzt wissen, dass es jemanden gibt, der an uns denkt.“

Von dieser Art von Geschichten können wir bis heute ohne Ende mehr erzählen. Darüber hinaus gilt für mich folgende Maxime: „Für jeden, was er braucht. Von jedem, was er kann.“ Wir brauchen keinen Weisen, der entscheidet, wer was braucht und wer was kann! Dazu ist es notwendig, die Dinge wachsen zu lassen – in kleinen Schritten – und zu beobachten, welche Möglichkeiten vorhanden sind beziehungsweise sich entwickeln lassen. Dazu gehören Respekt vor den anderen und mir selbst – und viel Kreativität und Organisationstalent. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, fordert die Güte gegenüber dem anderen und mir selbst. Das nenne ich: ein System von Gewinnern bauen. Ich möchte deshalb auch zukünftig das tun, was ich am besten kann: die Möglichkeiten nutzen, die sich mir bieten – mit der Liebe für die Menschen.

Christof Aubke



www.doenberg-hilft.de
für noch mehr Information

Am 31. Oktober lädt „Kultur & Kneipe“ zu einer großen Jubiläumsfeier ein. Bitte vormerken!

Alle Fotos © NDirk Gottschalk

BESTATTUNGEN

PAUL HORN

Inh.: Ralph Sondermann

„Man sollte die Dinge so nehmen,
wie sie kommen. Aber man sollte
dafür sorgen, dass die Dinge so kommen,
wie man sie nehmen möchte!“

(Curt Goetz)

Vorsorge

eine Sorge weniger

Filiale

(ehemals Bestattungen Vogt)
Gertrudenstraße 19 · 42105 Wuppertal
Telefon: 02 02 / 74 70 139

Stammhaus

Elsternstraße 8 · 42281 Wuppertal
Telefon: 02 02 / 500 631

Ihre Hilfe im Trauerfall
Tag und Nacht

Mobil: 0172 2158400 · e-mail: horn.bestattungen@t-online.de.



ERD- FEUER- UND
SEE-BESTATTUNGEN



VORSORGE
STERBEGELDVERSICHERUNG



Deutsche Diebstahlversicherung
Trocken-Aktiengesellschaft



Brücken aller Art

Eine Brücke ist ein Bauwerk, das über ein Hindernis gebaut wird. Oft sind solche Hindernisse Flüsse, tiefe Täler oder auch Straßen oder Eisenbahnstrecken. Über die Brücke kann man gehen oder fahren, um schnell auf die andere Seite der Straße oder des Flusses zu gelangen. Es gibt unterschiedliche Brücken, manche davon sind sehr berühmt.

Teste aus, was du zum Thema „Brücken“ alles weißt:

1. Die höchste Brücke der Welt steht

- a) in der Schweiz
- b) in den USA
- c) in China

2. Eine Brücke, über die Wasser fließt, nennt man

- a) Aquädukt
- b) Wasserbrücke
- c) Schleuse

3. Eine Zugbrücke

- a) hat Eisenbahnschienen.
- b) heißt auch Hängebrücke.
- c) kann man hochziehen.

4. Das Besondere an der Tower Bridge in London ist, dass

- a) sie extrem lang ist.
- b) sie sich drehen lässt.
- c) sie sich hochklappen lässt.

5. Eine Brücke steht auf

- a) Säulen
- b) Pfeilern
- c) Pfählen

6. Ein Viadukt ist

- a) eine Brücke über ein Tal.
- b) eine Brücke über einen Fluss.
- c) eine Brücke über eine Stadt.

7. Eine Brücke, die an Seilen befestigt ist, ist eine

- a) Zugbrücke
- b) Spannbrücke
- c) Hängebrücke

8. Unter einer Eselsbrücke versteht man

- a) eine unnötige Brücke
- b) eine Merkhilfe
- c) eine Brücke für Esel

9. Die meisten großen Brücken werden heute gebaut aus

- a) Stahl und Backsteinen
- b) Stahl und Holz
- c) Stahl und Beton

10. Ein Brückenkopf ist

- a) der Anfang einer Brücke
- b) eine Festung
- c) der höchste Teil einer Brücke



Hochzeit in St. Suitbertus

Am Ende einer jeden Ausgabe von **berg und tal** stehen die so genannten Amtshandlungen. Hier werden die Menschen genannt, die durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen wurden, die geheiratet haben und die verstorben sind. So ist zu lesen, dass Kathi und Luis geheiratet haben. So steht es dort natürlich nicht. Geheiratet haben Katharina und Luis Cuypers.

Ich freue mich, dass sie sich zu dieser „Geschichte dahinter“ bereit erklären. Wir treffen uns im August 2024 im Luisenviertel. Die Vorbereitungen für die Feier laufen natürlich schon lange. Wichtige Entscheidungen sind getroffen. Welchen Namen werden beide tragen? Es gibt eine Gästeliste, deren Umfang noch etwas schwankt. Die Orte sind festgelegt, Hochzeit in St. Suitbertus und Feier im Gemeindezentrum

St. Maria Hilf an der Höhenstraße auf dem Dönberg.

Sie heiraten im Oktober 2024 in St. Suitbertus. Dort begann

das gemeinsame Miteinanderreden vor einigen Jahren. Daher musste es zwangsläufig auch der Ort ihrer Hochzeit werden. Dann ist es so weit. Der Tag der Hochzeit, erst die feierliche Messe und danach die Feier. St. Suitbertus ist gefüllt mit den Familien, Freundinnen, Freunden, Kolleginnen und Kollegen. Es gibt viel Musik mit Band, Chor und Orgel und viele bewegende Worte in der Messe sowie bei den Glückwünschen danach.

Die Feier ging, wie Gäste berichten, sehr lang.

Christian Neyer



© Christian Neyer

OKTOBER 2024 BIS APRIL 2025

Wir freuen uns über die Taufe von

Wir gratulieren zur Trauung von

Wir nehmen Abschied von

Die pfarramtlichen Informationen zu Taufen, Trauungen und Beerdigungen stehen aus datenschutzrechtlichen Gründen nur noch in der Druckausgabe der Zeitschrift.



Unsere Kirchen im Pfarrgebiet Herz Jesu

Herz Jesu Nordstadt

Ludwigstr. 56
42105 Wuppertal



Christ König Katernberg

Nevigeser Str. 302
42113 Wuppertal



St. Michael Uellendahl

Leipziger Str. 41
42109 Wuppertal



St. Maria Hilf Dönberg

Höhenstr. 58
42111 Wuppertal



St. Johannes Ev. Ob. Uellendahl

Am Deckershäuschen 94
42111 Wuppertal



Pfarrbüro Kath. Kirchengemeinde Herz Jesu Ludwigstr. 56b, 42105 Wuppertal

Mo - Fr: 09 - 12.30 Uhr

Mo, Di, Do: 14 - 17 Uhr

Tel. 0202 - 698 100

pfarramt@herz-jesu-wuppertal.de

bergundtal@herz-jesu-wuppertal.org

www.herz-jesu-wuppertal.de

Seelsorge:

Die Kontakte der Seelsorgerinnen und Seelsorger finden Sie auf unseren Homepages.
www.laurentius-wuppertal.de
www.herz-jesu-wuppertal.de
www.katholisch-im-wuppertaler-westen.de

Krankensalbung:

Das Notfall-Handy eines Priesters erreichen Sie unter: 0171-9327732.

Fragen rund um Taufe oder Wiedereintritt:

Pfr. Ludger Ganschinetz, 0202-5270733,
ludger.ganschinetz@erzbistum-koeln.de

Fragen rund um die Erstkommunion:

GR Daniela Löhr: 0202-2954249,
daniela.loehr@erzbistum-koeln.de

Fragen rund um Firmung oder kirchliche Hochzeit:

PR Thomas Otten, 0160-97500212,
t.otten@erzbistum-koeln.de

Folgendes Unternehmen hat uns bei der Herstellung dieser Zeitung mit einer Spende unterstützt:

Rocho-Architekten

Dipl.-Ing. A. Rocho BDA

Von-der-Tann-Str. 42

42115 Wuppertal

Tel. 0202 / 37 138-0

Fax 0202 / 37 138-38

Unsere Kirchen im Pfarrgebiet St. Laurentius

St. Laurentius Laurentiusplatz

Friedrich-Ebert-Straße
42103 Wuppertal



St. Joseph Am Nützenberg

Vogelsaue/ Ecke Nützenberger Straße
42115 Wuppertal



St. Marien An der Hardt

Wortmannstraße/ Ecke Hardtstraße
42107 Wuppertal



St. Suitbertus Elberfeld-Süd

Kölner Straße/ Ecke Chlodwigstraße
42119 Wuppertal



Pfarrbüro Kath. Kirchengemeinde St. Laurentius Friedrich-Ebert-Straße 22, 42103 Wuppertal

Mo - Fr: 09 - 13 Uhr

Di: 14 - 17 Uhr

Do: 14 - 19 Uhr

Tel. 0202 - 37 13 3- 0

pfarrbuero@laurentius-wuppertal.de

bergundtal@laurentius-wuppertal.de

www.laurentius-wuppertal.de

Impressum

Herausgeber **berg und tal**: Die Pfarrgemeinderäte von Herz Jesu und St. Laurentius:
Anschrift: berg und tal, Friedrich-Ebert-Str. 22, 42103 Wuppertal, Tel. 0202/371330 /
berg und tal, Ludwigstraße 56b, 42105 Wuppertal, Tel. 0202/698 100

E-Mail: bergundtal@laurentius-wuppertal.org

Anzeigenverwaltung: Christian Neyer und Christian Trimborn,

Auflage: 14.000 Stück

Layout und Umsetzung: design-OS, Olaf Schettler

Druck: Druckerei Ströthoff und Hage, GbR

Redaktion: Astrid Schau (Redaktionsleiterin), Sabine Lambert (Stellvertreterin), Stefanie Clingen,

Lutz Dörfling, Matthias Feindler, Christian Neyer, Monika Röttgers, Gabriele Wolf

Bildnachweise: Alle Fotos sind, soweit nicht extra gekennzeichnet, von privat.

Die einzelnen Beiträge spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Kürzungen sind aus Platzgründen möglich.

Alle Angaben nach bestem Gewissen, aber ohne Gewähr.

Wiesenstraße 115 - 121
42105 Wuppertal

noltedach | de
Dächer, Fassaden und mehr...

0202 30 00 41 | eMail@noltedach.de

Wir danken der **Stadtsparkasse Wuppertal** herzlich für die großzügige Unterstützung unseres Stadtmagazins sowie der Kirchenmusik in St. Laurentius.